



Landleute in alter Tracht.

Bur Volkskunde Salzburgs.

Volkscharakter, Trachten, Bräuche, Sitten und Sagen.



Der Salzburger ist mehr in sich gekehrt, weniger lustig und aufgeräumt, und einem einfachen Familienleben ohne Lärm und Luxus ergeben. Nicht selten wird er erst durch Andere in Gesellschaft von Bekannten zu lebhaften Äußerungen der Freude und Heiterkeit veranlaßt. Dieser Zurückhaltung liegt kein Mangel an Gemüth zu Grunde. Sie entspringt aus ernsterer Lebensrichtung, wie sie Gebirgsvölkern eigen, aus den schwierigeren und engeren Erwerbsverhältnissen, endlich aus jener Unbekanntschaft mit den gewandteren Umgangsformen, wie sie in Gegenden angetroffen wird, die den großen Verkehrsstraßen, den reichen Flußlandschaften mehr entrückt sind.

Bergscheiden und Thalgelände weisen auf ungleiche Lebensbedingungen. Der stille, sparsame Bewohner der abgeschlossenen Abtenau, des engen Alpenthales Großarl unterscheidet sich von dem meist hochgewachsenen Lungauer, der sein Heimatsthal im Frühjahr häufig verläßt und auswärts mit der ererbten Geschicklichkeit, Thiere zu entmannen, Erwerb findet. Das sonnige Hügelland um Goldeck nährt einen heiteren, witzigen Menschenschlag und seit Jahrhunderten hat der Gastener im Umgange mit Fremden größere Übung erlangt. In den ausgedehnten Alpenwirthschaften erblickt der Pinzgauer einen Vorzug vor dem umsichtigen Pongauer und berühmt sich öfter seiner körperlichen Stärke und Ringkraft.

Aber allenthalben entspringt aus der Tiefe des Gemüthes die religiöse Richtung, die sich in der Anhänglichkeit an die Kirche, in der gewissenhaften Feier der Feste, in der guten Hausfitt, in dem Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern kundgibt. Unverdroßen waltt der Kirchgänger stundenweit oft durch halbmansshohen Schnee aus abgelegenen Thalwinkeln, denen der Seelsorger bisweilen mit dem Pferde nicht beikommen kann. Und welche Opfer bringt das Landvolk mit seinen meist beschränkten Mitteln für Kirchenbauten, Andachtsstiftungen, Bruderschaften und andere kirchliche Vereine! Zahlreiche Kirchen-, Bruder- und Armenhäuser, Bruderladen, Geldstiftungen, zum Theil unter Vorgang der alten Fürsten entstanden, die wohlthätigen Vereine der Neuzeit geben Zeugniß von christlicher Nächstenliebe, und diese Selbsthilfe des Volkes findet oft genug nur in den engen Verhältnissen des Landes ihre Grenze. Uralt ist die in voller Übung stehende Hilfeleistung bei Neubauten und nach Hausbränden.

Das Heimats- und Vaterlandsgefühl ist ein lebhaftes und gibt sich in der verschiedensten Weise kund. Der Mauriser geht „aufs Land“, wenn er aus seinem Hochthale über den „Landsteg“ in das benachbarte größere und tiefere Salzachthal hinabsteigt; der Großarler nennt die von auswärts Eingewanderten „von alspa her“. Die vielen einst befestigten Pässe und Thalperren, die „Landabwehr“ zwischen dem Berchtesgadener Land und dem Saalethal um Schneizekreut, die „Landstigel“ im „Landzaun“ zwischen Dürrenberg und Berchtesgaden hielten dem Salzburger überall die Grenzen des Stiftslandes vor Augen. Es wird begreiflich, wenn er auch ins Ausland die Liebe zu seiner Heimat trug und daselbst von der Schönheit des Landes erzählte. Noch jetzt wissen die Nachkommen der salzburgischen Auswanderer um Springfield und Ebenezer in Georgien von den metallreichen Bergen und Alpen und den Forellenbächen ihres Stammlandes zu erzählen und die „Salzburger“ „mit ihren etwas absonderlichen Gewohnheiten“ gelten für die tüchtigsten Leute in Georgien. Im Gebirgslande mit seinem spärlichen Verkehr erhalten sich und treten die Ortsgewöhnheiten viel deutlicher hervor als im Flachlande und werden so nicht selten den Nachbarn zum Gegenstande des Neckens. Es klingt etwas hochtönend, wenn der Pinzgauer den Spruch hat:

Stuhlfelden ist sich selber gleich
Und Mitterfüll gar ein Königreich!

während ihm wieder der Pongauer den Namen „Pinzgauer Fopper“ zurückgibt. Umgekehrt wird die Kirchturmbeschränktheit und Umweltläufigkeit mit dem Namen „Glockenspielfinder“ und den Sagen von den Abtenauern zum Ausdruck gebracht, die nach Golling hinausfuhren, um den Sonnenschein in einer Truhe zu fangen und nach Haus zu führen, und von den Zederhäusern im Lungau, die auf dem Tauern umkehren wollten, weil sie wähten am Ende der Welt zu sein.

Ein lebhaftes Rechtsgefühl, wirkliche Rechtshaffenheit ist dem Salzburger eigen; in seinem geraden und biederen Sinn fühlt er sich mit seinem Lande eins, er sucht nicht die Last auf fremde Schultern zu wälzen. Ob er zwar in früheren Zeiten erlittenes oder auch vermeintliches Unrecht nicht immer mit Lammsgeduld ertragen wollte und bei Rechtsstreiten öfters im langen Felde lag, so hat er doch in neuerer Zeit gelernt, daß bewaffneter Widerstand kein Rechtsmittel ist.

Schon die Landeseintheilung, die wir heutzutage die politische nennen, war bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein von den alten Volksrechten hergenommen. Statt



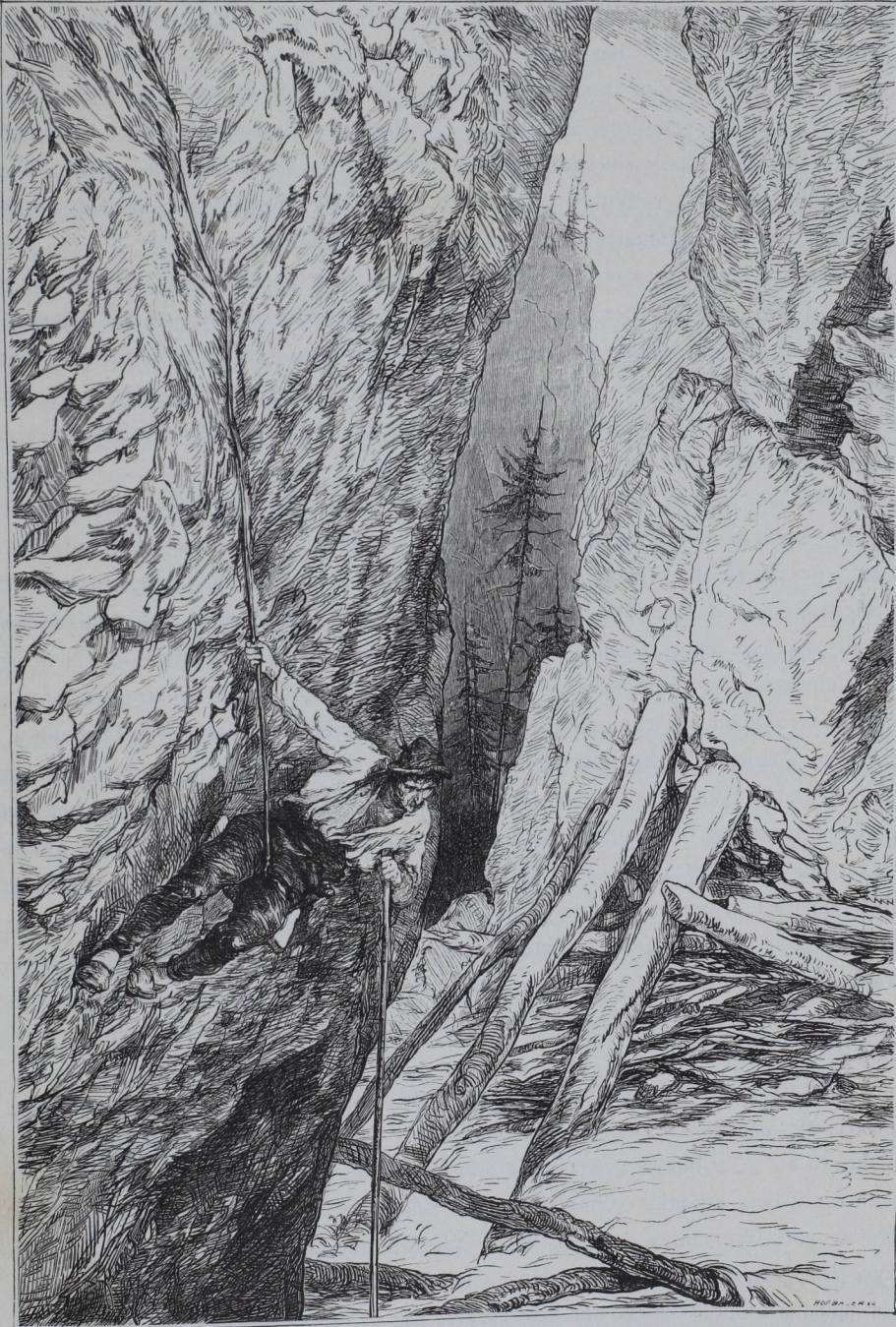
Kirchgang im Winter aus entlegenen Gehöften.

der heutigen Gemeinden war das Land in Schraunen, Zechen, Rügate, Kotten getheilt, aus welchen die Gerichtsgemeinde zweimal im Jahre von den Rugmännern aufgefordert wurde, zum „Taidinge“ (Tagding) oder der öffentlichen Gerichtsſitzung zu erſcheinen. Es waren das nichts Anderes als die alten ſogenannten „ungebotenen Dinge“, die zur beſtimmten Jahreszeit gehalten wurden. Da ſaß der Vorſteher des Gerichtes mit dem Gerichtſtab in der Hand und fragte die Verſammlung oder das „Geding“, ob es Zeit, Weil, Tag und Stund ſei, den Stab in die Hand zu nehmen, Urteil und Recht zu ſprechen und die Gebühr zu handeln, wie es von Alters Herkommen ſei. Auf die bejahende Antwort folgten andere Fragen, die ſich auf die genauen Beſchreibungen der Gerichts- und Schraunengrenzen bezogen, Ackerrechte, Erbrechte, geſetzliche Verhinderungen vor dem

Ding zu erscheinen oder die Rechte an die Flur betrafen. Auch Niederlassungen, Marktrechte, Forstrechte, Zaunrechte, die Verfolgung von Verbrechern, je nachdem sie in verschiedenen Gerichten erforderlich war, wurden von dem Sprecher, „Procurator“ genannt, gewiesen oder verlesen. So wurden alle Gerichtsfälle der Gemeinde bekannt, welche im Laufe des Jahres vor dem zuständigen Gerichte verhandelt werden konnten, und sowohl Weisiker als Kläger und Angeklagte konnten sich nicht mit der Unkenntniß der Gesetze „befangen“. Zum Schlusse wurden neuerliche fürstliche Mandate verlesen. Über Verbrecher aber sprachen die fürstlichen Obergerichte das Urtheil. Im Jahre 1802 wurden die letzten Taidinge gehalten.

Der Alpenbewohner härtet begreiflicherweise seinen Körper gegen Wind und Wetter in anderem Maße ab als der Bewohner des Hügellandes und der Ebene. Er bedarf einer kräftigen Brust, gesunder Lunge, kräftiger Muskeln und eines schlanken Körpers, um die Anstrengungen des Holzhackers im Bergwalde, des Holztrifters, der bisweilen fünfzig Meter in die Klamm hinabgelassen wird, die gestauten „Blöcher“ und Scheiter zu ledigen, des Gemsjägers, des Heugewinners auf den Hochmähdern, der winterlichen Bringung dieses Bergheues, des Hochalpenjenners, der verstiegene Stücke Vieh sucht, zu bestehen. Er muß schwindelfreies Blickes sein, Gefahren nicht achten und darf die Besonnenheit nicht verlieren. Man hat längst behauptet, daß ein Duzend Faisenauer an ihrem Leibe mehr Narben vom Holzhacken tragen als ein Bataillon Soldaten, das aus dem Kriege heimkehrt. Man erinnert sich des Namens und Ortes jenes Holzflößers, der seinen Fuß aus den verspreizten Balken nicht mehr befreien konnte, sich denselben abhackte und sich dann aus der Klamm wieder in die Höhe ziehen ließ. Nur durch kalte Besonnenheit entging der Bergverwalter, der im hohen Siglitzgraben zwischen zwei Lawinen gerieth, dem Tode des Verschüttetwerdens oder des Verhungerns.

Im ganzen Reiche heiratet man im Salzburgischen (und in Kärnten) am spätesten und darauf beruht zum Theil auch der langsame Volkszuwachs. Der nothwendig beschränkte Erbgang in den Bauerngütern, die durch Wirthschaftsverhältnisse seit langer Zeit sich vermindemde Zahl selbständiger Besizer, die Zerichlagung der abgegangenen Güter oder „Zulehen“, mangelnde Erwerbsgelegenheiten, die kärgliche Fristung des Kleingewerbes in den Märkten hindert den Nachwuchs der Bevölkerung an dem Eingehen des Ehebandes auf Grund zureichender Erwerbsmittel. Die nothwendigen Folgen sind die Anzahl unehelicher Kinder, getäuschte Hoffnungen und eine das Mittel übersteigende Häufigkeit von Irzsinn unter dem weiblichen Geschlecht. Doch findet die uneheliche Mutter nicht selten mit einem zweiten Bewerber den Hafen der Ehe. Heiraten auf gut Glück oder sogenannte Bettlerhochzeiten, bei denen die Ehepaare von fragwürdigem Erwerb leben, kommen fast nur unter Eingewanderten vor, der Altalzbürger schämt sich derselben und wendet auf sie



Holzfuhrer bei der Arbeit in einer Klamm.

den Spruch an, der in die Formel des Ehegesuches gekleidet ist: „Gar schön bitten, heiraten lassen; die Kinder schon fleißig in Bettel schicken (werden wir).“

Trachten. — Seit Jahrhunderten führte das Erzstift Salzburg ein besonderes, wenn auch nicht abgeschlossenes Kleinleben. Die Lage zwischen hohen Gebirgen, auch das geistliche Regiment übten eine erhaltende Kraft in verschiedenen Richtungen aus. Wie hätten sich sonst in der Mundart so viel althochdeutsche Wortformen, in Sagen und Gebräuchen so viel Anklänge an älteste Zeiten erhalten können!

Sieht man von den Hof- und Staatskleidern ab, die ehemals und jetzt nach stehender Vorschrift angefertigt werden, so unterscheiden sich die Bauertracht und die städtische Kleidung der Achtziger-Jahre des vorigen und des laufenden Jahrhunderts zuerst in den Bezugsquellen. Damals gab es sechshalbshundert Leinweber im Lande, damals konnte der Loden noch als beinahe allgemeine Landestracht angesehen werden, Wolle und Lein wurden im Hausgespinnst verarbeitet.

Was war das noch für ein mannigfaltiges und farbenreiches Bild zur Zeit des letzten regierenden Erzbischofs Hieronymus beim Huldigungseinzug, bei einem Palliumfest im Dome, am Charfreitag, Frohnleichnamstag, bei einem Hochzeits- oder Leichenzug! Diese farbigen Staatsröcke und Mäntel, Universitätsrector und Decane mit verschiedenfarbigen Schultermänteln, schwarze Rathsherren, die zwei bürgerlichen Stadtfähnlein, ihre Reiterei und Kanoniere, der stattliche Hoftrompeter, die Soldaten des Leibregiments u. s. w., Alles in verschiedenen Farben, Röcken, kurzen und langen Gollern, Strümpfen, Gamaschen, Schuhen, Stiefeln, Treßsen und Borten! Man sah die sonderbaren Traueranzüge mit breiten, flachen Hüten, von denen schwarze Schleier herabhingen, lang hinabhängende Perücken, die untere Gesichtshälfte schwarz verhüllt! Die Edelknaben in spanischer Tracht hellroth in Seide und Sammt oder dunkelroth im deutschen Anzug! Dann die kirchlichen Bruderschaften in weißen, rothen, blauen, gelben, schwarzen Kutten, barhaupt oder den ganzen Kopf mit einer Spitzkapuze verhüllt, die nur die Augen offen ließ, die Büsser Kreuze tragend oder sich den Rücken geißelnd, Ketten an den Füßen nachschleppend, andere mit ausgepannten Armen betend, die Klingelministranten mit weißen Flügeln an den Schulterblättern!

Audere Zeiten, andere Sitten! Kaum unterscheidet sich noch der Herr von dem Diener, die Frau von der Magd, der Meister von dem Gesellen, den er Gehilfen nennt! Wohin ist die „Salzburger Haube“ mit dem Goldbund, die „Pelz-“ und „Otterhaube“, dann die spätere prächtige „Goldhaube“ der Bürgersfrauen gekommen, die noch unsere Mütter oder Großmütter trugen? Wie bescheiden und alterthümlich sah dagegen das schwarze „Berghäublein“ der Bäuerinnen mit den Kreppflügeln, die „Drahthaube“ mit dem schwarzen Spitzeneinsätze und dem Bunde, das „Chrfäpplein“ der Kleinbürgerinnen

und Arbeiterfrauen aus! Jetzt ist der wienerische Modehut, die Spizen- oder wattirte Haube, die Frostkapuze oder der Capuschon, auf dem Lande das große seidene oder wollene schwarze Kopftuch, auf dem Hinterkopfe geknüpft, zwei lange Enden weit herabhängend, an deren Stelle getreten. Der gelbe Filzhut mit dem Kugelgupf im Pinzgau ist unsichtbar geworden, das Stroh-„geinzei“, einst sogar noch flotte Hochzeitstracht, ist zur Arbeitstracht herabgesunken. Die spizigen „Nebelstecher“, Filzhüte mit breiten, herabgebogenen Krempe, trugen noch vor sechzig Jahren Brautmütter im Lungau und in anderen abgelegenen Thälern. Die hohen, gleich weiten schwarzen Filzhüte, die Nachfolger der vorigen, sind Männern und Weibern zu schwer geworden, sie müssen bald oben enger, bald niedriger sein; der Filz wird feiner, soll einmal glatt, einmal rauh sein; der „Prampfi“ (Krempe) wird bald schmaler, bald breiter, abstehend oder aufgekrempt getragen. Man setzt den Hut dort senkrecht auf den Kopf, anderwärts läßt er den Vorderkopf freier, wodurch Antlitz und Haltung selbstbewußter erscheinen.

Da die grobe „hauswirthene“, „rupfene“ Leinwand viel seltener wird, so entfällt die Scheu, dieselbe am Leibe (als Unterhemd), „Glenkapfoad“, sehen zu lassen, und die Sitte ein Oberhemd zu tragen, welches „Hanjei“ heißt, daher diese Bezeichnungen bereits halbvergessen sind. Auf dem Lande und auch in der Stadt trug man den mehrmals um den Hals geschlungenen „Flor“, der vorne mit einer Schnalle aus Silberfiligran zusammengehalten wurde. An seine Stelle ist das seidene, farbige, geblünte „Halstuch“ und die „Halskette“ getreten. Ersteres wird über der Brust gekreuzt, mit einem Ringe zusammengehalten, die beiden Enden entweder außen am Nieder befestigt oder hineingesteckt. Seitdem die Haarnadel mit dem Filigranknopf nur noch in den Gebirgstälern getragen wird und die Flor Schnalle außer Gebrauch kam, bilden die silberne Halskette mit sieben bis neun Gängen und der perlenbesetzten Schließe nach vorne, dann die moderne Brustnadel die zwei Hauptstücke weiblichen Schmuckes, denn die Ohrringe sind weder allgemein, noch stark auf dem Lande verbreitet. Leibell, Spenjer, Niederleibel und Laß unter dem offenen oder geschlossenen Spenjer oder Corset werden in verschiedener Abwechslung getragen.

Perkalenö Örmling, a rupfanö Pfoad,
Dö Spitz' müß'n sein a zwerchö Hand broat;
Und 's Mieda nöt z'lang,
Nöt z'kurz und nöt z'drang,
Weil d'Sadtroß a leichta gehnt,
Wann's gut aufg'jadlt iend.

Is 's Mensch bei an Bauan oda bei'n Wirth,
Muß's Miedaleibl sein schön ausgarnirt,
Da Spenja schein floan,
Alt is a', wie'r i moan;
Und's Ritei nöt z'lang,
Alt sieht ma'r an Gang.

In den Märkten Gastein, Zell, Saalfelden hält die Bürgersfrau noch auf ihre fleidjame und bei festlicher Gelegenheit reiche Tracht: der niedere, breitkrämpige, schwarze Stroh- oder Filzhut mit goldener Schnur und Quaste, die Krempe mit blumengesticktem

Seidenbände eingefasst; das blumengestickte seidene Brusttuch und die dunkle oder hellgefärbte Seidenschürze; das „Unterröckel“ unter dem Nieder, mit Ärmeln bis zum Handgelenk, das „Überröckel“ über dem Nieder mit den Bauschärmeln als Festtracht, beide bis zum Bund oder Kittelbuis reichend, endlich der faltige „Kittel“ bis auf die Knöchel, weiße Wollstrümpfe, niedere oder Bundschuhe. Nicht zu vergessen die Haarnadel, die Halskette, wohl auch öfter eine Busennadel. Am Ober- oder St. Wolfgangsee sind im Winter auch Strümpfe aus Hasenhaaren gebräuchlich. Der Gürtel ist ganz verschwunden; er hat sich am längsten im Lungau und Thalgau, um Lambrechtshausen beim Brautstaat erhalten, daran hing die Stricknadelbüchse oder ein Streicher; Brautmütter trugen daran ein zugeklapptes Taschenmesser. Dieses Gürtelangehörige reichte über die Kniehöhe hinab und wurde vor hundert Jahren beseitigt. Florjchnallen, Halsketteneschließen, Nadelköpfe sind Erzeugnisse heimischen Kunstgewerbes, das noch fortblüht. Auf diese alten Formen machen Sammlerinnen von Kunstgegenständen eifrig Jagd.

Die rothen, gelben, braunen geblühten „Brustflecke“ der Männertracht mit den grünen, gelben, rothen, blauen Hosenträgern („Hosentrachs“, auch „Hansl“ genannt) wurden vor etwa vierzig Jahren durch die geblüht seidene „Leibeln“, „Schilchleibeln“, in der Stadt „Westen“ genannt, ersetzt, unter denen man die Hosenträger verbirgt. Der leichte Männerrock des Flachlandes mit den langen bis zu den Schultern hinauf gespaltenen Schoßflügeln, stehendem Kragen und zwei Reihen platten Silberknöpfen — Münzen der alten Landesfürsten — ist etwa seit dem Jahre 1848, „wo der große Wind ging“, unsichtbar geworden. Kaum daß noch ein ernst und gemessen einhererschreitender Großbauer aus dem Gebirge im langen, braunen heimischen Lodenrock und niederen Stehfragen, mit Hästeln statt der Knöpfe, zur Landtagseröffnung erscheint. Über dem Brustfleck oder dem bloßen Leinenhemde trug man früher allgemein die „Lodenjoppe“ aus heimischem Stoff, ohne Kragen, am Halse mit schmalem Leder- oder Sammtbesatz, kurzärmelig, von der Mitte des Vorderarmes bis zum Ellbogen im Pinzgau ebenfalls mit Lederbesatz, mit Hästeln statt der Knöpfe. Der Vorderarm bis zum Handgelenk wurde mit dem ledernen, tuchenen, sammtenen „Armstutzen“ bedeckt. Diese Lodenjoppe kommt jetzt nur mehr bei Aufzügen, in welchen man die ältere Landestracht genau innehält, in Verwendung. Wenn städtische Sprizfahrer und Bergsteiger sich in sogenanntes Alpencostüm kleiden, so gleicht ihre sogenannte Lodenjoppe nur von ferne der älteren Gebirgstracht. Wer hätte sich ehemals einen Gamsbart auf den Hut zu stecken erlaubt außer der gelehrte und angestellte Jäger? Höchstens ein fecker „Tanzschaffer“ oder Vortänzer bei einer Hochzeit, wenn der Jäger nicht gerade des Weges war. Rosmarinsträuße, Rauten, Edelweiß, Alpenrosen zieren den Hut, werden auch über das Ohr gesteckt. Ein, zwei, wenn der Übermuth groß ist, drei Schwanzfedern des Haushahnes ragen über den Hut; neigen sie sich nach rückwärts oder

gegen einander, so bleiben sie unangefochten; sind sie nach vorne gekehrt, so fordern sie Jeden heraus, der Lust hätte, sie zu besitzen.

Drei Unta, drei Oba, drei Jedan auf'n Huat,
Send iinfa drei Brüada, tuat koanar a guat.

In Obaland ob'm, do sand d'Hahna vadamnt,
Sö reiß'nt ean d'Födan aus, eh daß s' oan hambt.

Die lodene, zwilchene, irchene (lederne) Kniehose, „Gjafßhojn“ einst genannt, ist schon fast überall zur Haus- oder Arbeitstracht herabgesunken; von den schönen seidenen mit Sammtbesatz der Gasteiner erzählen noch die Enkelkinder. Auch das Messer- und Löffelbesteck mit dem Eisenstreicher in dem besonderen Hojentäschchen am rechten Oberschenkel ist den Weg der Kurzhose gegangen. Der Schlag-, Stoß- oder „Fozring“ an der rechten Hand aber hat sich vor dem Auge des Gesekes ins tiefste Dunkel zurückgezogen. Die Zeiten sind fast vorüber, wo es noch galt:

A Büchjei zum Schieß'n und an Fozring zum Schlag'n
Und a Diandl zum Lieb'n muuß a frijscha Bua hab'n.

Abgekommen sind gleichfalls die lange Lederhose mit dem Messerbesteck, der mit Riemen und Pfaufedern abgenähte „Bauchgurt“ und dessen Sinnbilder und Namenszüge, endlich die „Geldkage“ der marktreisenden Bauern, Wirths, Krämer und Viehhändler. Auch die kurzen Strümpfe bis zu den Knöcheln, „Boanhöjeln“ genannt, sind nur mehr bei der Arbeit gebräuchlich. Zur kurzen Hose werden weiße oder blaue Strümpfe getragen, die in den „Bund-“ und „Häferlschuhen“ stecken.

Der niedere, schmalträmpige, halbsteife Filzhut, der „Schamper“ oder die Tacke, der halbblange Rock, die lange Tuchhose werden zur Landesstracht. Auf den Tacken sieht man noch halbrunde oder eichelförmige Silberknöpfe dicht gereiht. An die Stelle des ledernen oder aus Schweinsblase gefertigten Geldbeutels ist das gefächerte „Portmonesh“ getreten. Die kurzen, grünglasirten, messingbeschlagenen „Nasembrenner“ sind den gefladerten Ulmerköpfen, weit öfter den bemalten porzellanenen Tabakpfeifen gewichen. Diese silberbeschlagene Pfeife sammt Kette, die schwere silberne Uhrkette mit Auhängsel, bei manchem Veteranen mit einem Georgthalser, sind der häufigste Sonntagsstaat der Männer.

Volksbräuche und Sitten. — Die drei Marksteine des Lebens, Geburt, Hochzeit und Tod, der Wechsel der Jahreszeiten und die Feste des Kirchenjahres rufen in jeder Bevölkerung ähnliche, aber auch eigenthümliche Gebräuche hervor.

Der Gevatter wird gewöhnlich für alle nach einander erscheinenden Kinder gewählt, nur wenn mehrere bereits gestorben sind, ist ohne grobe Verletzung der Sitte die Wahl eines andern gestattet. Derselbe gibt dem Taufkinde, seinem „Göten“, die Gevatterin der „Goten“, welche Worte auch im umgekehrten Sinne gebraucht werden, nach der Taufe, etwa beim „Kindlmahle“ ein Geschenk, welches häufig aus zwei Hemden, eines etwa für den sechsjährigen, ein anderes für den erwachsenen Göten, besteht. Dieselben werden

zusammengelegt, mit einem rothen „Bindbände“ umwunden und eine alte große Silbermünze als Taufpfennig hineingesteckt. Man nennt davon auch später Namenstags- oder Geburtstagsgeschenke Bindbänder. Der Gevatter steht zu den Gevattersleuten fortan in dem Verhältnisse eines Freundes, eines geehrten Rathgebers, zu seinen Götternkindern als eines lieben Schenkers von Ostereiern, Birnen, Äpfeln bei Glückwunschbesuchen, der auch mitunter an den weiteren Schicksalen seiner Taufkinder in Abgang der Eltern thätigen Antheil nimmt. Oft gehört es auch zu den Anstandspflichten eines Gevatters, seinem Göttern ein oder zwei Kleidungsstücke, Rock und Hoje, beim Anfang oder Ende des Schulgehens machen zu lassen. Doch kommt diese Sitte bereits außer Gebrauch und auch der silberne „Göttenlöffel“ kommt nicht mehr allgemein vor.

Etwa acht Tage nach der Geburt gehen die Gevattersleute und Verwandten zur Wöchnerin „ins Weißat“. Sie ziehen den Sonntagsstaat an und machen Besuch unter Darreichung von Geschenken: Weißbrod, Wein, Zucker, Kaffee, Eier, Butter und dergleichen. Die Besuchenden werden auch bewirtet und die Basen und Gevatterinnen entwickeln dabei ihre Kenntnisse und Rathschläge für die Kinderpflege und das Wochenbett. Es gilt fast als allgemeine Regel, daß die Wöchnerin vor vierzehn Tagen nicht aus dem Zimmer gehen, vor sechs Wochen sich nicht außer dem Hause blicken lassen soll. Die Kinder kommen in Salzburg aus dem Untersberg, werden von Bäuerinnen vom Gaisberg, in Hallein von dem benachbarten „Banholze“ hergebracht. Die Ankunft eines neuen Erden- und künftigen Stadtbürgers wurde noch nach unserem Gedenken zu Hallein vom Rathhausthurm mittelst Trompetenfanfaren nach allen vier Weltgegenden verkündet. Da traten noch die „Stadthürmer“ mit ihrem Meister, die auch die Kirchenmusik besorgten und anderwärts Stadtmusikanten hießen, in Verwendung. Auch der Rathhausthurm zu Salzburg, wo es gleichfalls einen „Thürmermeister“ und „Thürmergesellen“ gab, ist gleich dem zu Hallein mit einer Galerie für derlei Ständchen eingerichtet, die bei festlichen Gelegenheiten dargebracht wurden.

Die Heiraten sind weit weniger Herzensangelegenheit als Geschäftssache und man macht daraus auch kein Hehl, wie dies in der Stadt oft geschieht. Man hört wohl die Anfrage: zweitausend Gulden brauch' ich, weißt du mir keine? — die der Heiratslustige an einen in solchen Dingen Erfahrenen stellt. Man geht „auf die B'schau“, sucht die Vermögensverhältnisse zu erkunden, und lauten die eingezogenen Nachrichten befriedigend, so wird ein etwa vorher bestandenes Liebesverhältniß stillschweigend oder durch Ablehnung des gemeinsamen Trunkes von Kaffee oder Schnaps im Wirthshause aufgelöst und es beginnt die Vermittlung der „Beiständer“, das heißt der beiderseitigen Verwandten über die Geldfragen. Die Verhandlungen sind nicht immer leicht, und werden sie abgebrochen, so ist auf einer oder der anderen Seite nicht selten lange dauernde Kränkung die Folge.

Im günstigen Falle geht nun der Freier ins Haus der Braut und „verehrt“ ihr mehrere Geldstücke als „D'rangeld“ oder „Hà“, worauf beide mitjammen aus einer Schüssel essen, — Gebräuche, die aus ältester Zeit herzurühren scheinen. Die etwa erfolgende Rücksendung dieses D'rangeldes (Arxhà) gilt als größte Schmach und hebt Alles auf.

Spielet schon bei diesen Vorverhandlungen der „Hochzeitlader“ oder „Heiratmacher“ oft die Rolle einer Mittelsperson, so wird er bei den weiteren Gebräuchen als Festmarschall,



Bräutigam im Pongau.

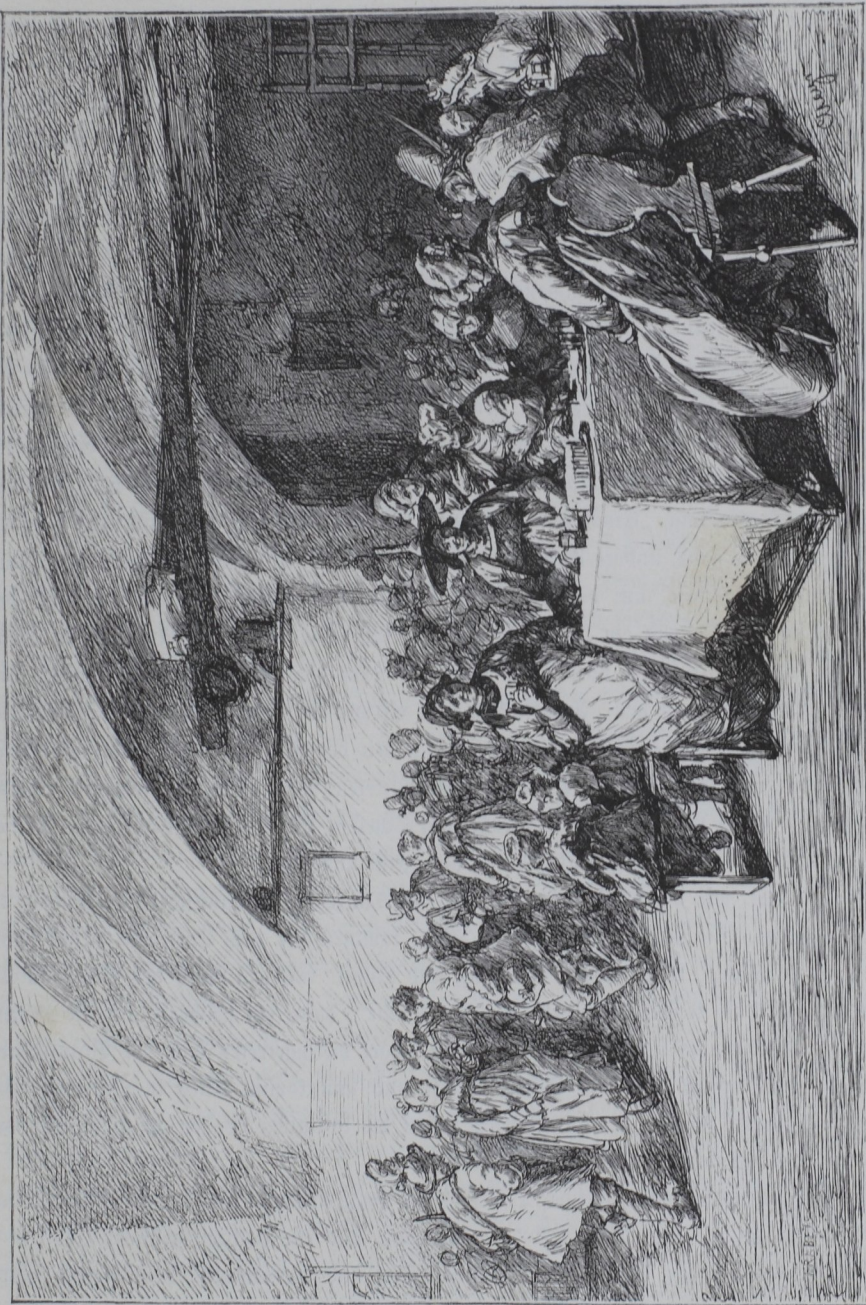
Redner und lustige Person unentbehrlich. Man sieht ihn entweder allein oder in Begleitung des Bräutigams oder eines Verwandten über Land ziehen, den Stab mit rothen und weißen flatternden Bändern in der Hand, den Rosmarinstrauch auf dem Hute. Wie sich gute Bekannte und Freunde auch aus weiterer Ferne Kirchtags- und Hochzeitsbesuche zusagen, so wäre es große Beleidigung, selbst die nach Wohnort und Verwandtschaft entferntesten Bettern und Basen nicht zu beschicken. Bei diesen Ladungen ist es die Aufgabe des Hochzeitladers, seine Sprüche gut anzubringen, die sich bisweilen in den abgelegensten Winkeln Versteckenden aufzufinden und durch seine Heiterkeit und seine Schwänke den Borgeschmack fröhlicher Hochzeitsstimmung zu erwecken.

Nach dem Gange zum Gericht und zum Pfarrer — „Betengehen“ nennt man den letzteren Gang, wobei sich die Brautleute die Ehe versprechen — wird in der rechten „Ehetaferne“, das ist in dem Wirthshaus, das dazu Raum hat und berechtigt ist, das Hochzeitsmahl „angedingt“, die Zahl der „Richten“ bestimmt und mit Genauigkeit für Alles Vorsee getroffen. Am Samstag vor der Hochzeit fährt der Kammer- oder Kuchelwagen, mit zwei Pferden bespannt, mit der Aussteuer beladen, wobei das Ehebett, die Wiege und das Spinnrad nicht fehlen dürfen, nach dem Wohnort und zum Hause des Bräutigams. Die Angehörigen des Bräutigams helfen abladen, den Strohsack des Bettes trägt derselbe selbst ins Haus. Die Braut beschenkt ihren Zukünftigen mit einem Hemde aus selbstgepönnener Leinwand, die Hausgenossen mit kleinen Gaben, denn was man im Brautstande schenkt, wird siebenfach vergolten. Heiratet der Bräutigam ins Haus der Braut, so schiebt oder führt er selbst seinen Kammerwagen dahin.

Nach der Morgensuppe des Hochzeitstages, die gemeinsam oder getrennt in beiden Häusern eingenommen wird, kommt der Hochzeitszug zu Fuß oder zu Wagen in Gang, wobei die Ehrenpersonen oder die Männer den Zug beginnen oder schließen. Im Pongau und Pinzgau reiten die „Spitzreiter“ oder „Vorpranger“, auch „Tümmlinge“ genannt, Bandmaschen mit langen, breiten Federn auf den Hüften, mit umgehängtem Säbel, eine große Zahl rother Lederriemchen am Gürtel, dem Zuge voraus, „Fußknechte“ führen die Pferde am Zügel, damit dieselben nicht unter dem häufigen Schießen, Peitschenknullen, Zauchzen und Musiziren die angespannten Wagen oder Schlitten in Unordnung bringen. Die Tümmlinge haben wohl ihren Namen vom Tummeln der Pferde und ihren Riemen, „Nesteln“, ist eine verloren gegangene Beziehung zum Nestelknüpfen zuzuerkennen. Auf dem Wege zur Kirche wird gewöhnlich der Zug durch eine gespannte Schnur aufgehalten, welches Hinderniß mit Geschenken beseitigt werden muß. Dieses „Bermachen“ des Weges gibt den Vorprangern Anlaß, ihre Reitkunst zu zeigen, und ist für die Hochzeitsgäste ein willkommenes Zwischenpiel.

Die Hochzeitstracht richtet sich nach der jeweiligen Landestracht. Obwohl aber sonst die Anforderungen in Bezug auf geschlechtlichen Umgang nicht die strengsten sind, so darf es doch keine nicht jungfräuliche Braut wagen, das „Jungfernkraut“, den „Bund“ oder den Brautkranz von Rosen und Rosmarin auf dem Haupte zu tragen, sondern muß sich mit dem Hute begnügen. An vielen Orten wird nach der Trauung beim Altar der „geweihte Wein“ nach uraltem Brauche der Johannisminne von dem Brautpaar und den geladenen Gästen getrunken. Beim Verlassen der Kirche erlaubt sich der Organist einen fröhlichen Marsch oder eine andere heitere Weise aufzuspielen.

Vom Wirth an der Hausthür empfangen, vom Hochzeitslader und den Vortänzern geführt und begleitet, gelangt der Zug unter dem lustigen Spiele von Musikinstrumenten



Spøgetilspøene.

endlich in den Tanzsaal und die Zimmer des Wirthshauses. Da naht sich der Braut die Köchin mit der Bitte, das „Kraut oder die Suppe zu salzen“, welcher ehrenden Aufforderung die argehende Hausfrau nach Befund nachkommt und der Köchin ein Trinkgeld ins Salzfaß legt. Von jetzt an sind bei Tisch und Tanz die Bräuche und Sprüche verschieden. Bald ist der „Kränztanz“ anfangs, bald später, bald tanzen ihn Braut und Bräutigam, umgeben von „Tanzschaffern“, Vortänzern, Tümmelnden, wie um St. Johann, wo er „Brauttanz“ heißt, bald Braut und Hochzeitlader; auch ist der Tanzbrauch zwischen den jungen tanzlustigen Paaren nicht überall gleich, indem bald die Wahl der Paare, wie sie sich aus der Kirche kommend gefellen, bald die heimlich von den Mädchen mit Tüchern oder Sträußen geschmückten Männerhüte, die der Hochzeitlader den Eignern aufsetzt, bald anderes Herkommen darüber entscheidet. Feststehende Gebräuche sind der Wechsel zwischen Essen und Tanzen, gewisse Regeln, mit welchen Personen die Braut, auch der Bräutigam tanzen müssen, die stundenlange Dauer der Tänze und des Essens, das Tanzen nach Scharen zu vier und mehr Paaren, hier und da das Auftragen der „Nichten“ unter Musikbegleitung, „Einblasen“ genannt, das Einpacken des „Bschaidessens“, indem manche Gerichte ganz, andere theilweise in das „Mahlpackel“ gesammelt und nach Hause mitgenommen werden, um den zu Hause Gebliebenen davon mitzutheilen, und das „Brautfehlen“. Irgend ein listiger Burche entführt die Braut der Aufsicht des Hochzeitlers, des Brautführers oder eines Anderen, dem die Hut anvertraut worden und welche unterdessen von den „Aufgestellten“ in eifriges Gespräch gezogen oder beschäftigt worden sind. Die ganze Diebsbande begibt sich mit der Entführten meist in ein anderes Wirthshaus und zecht dort auf Kosten des Überlisteten. Nach geraumer Zeit wird sie von dem Hochzeitlader mit brennender Laterne, mit Schellen, Besen, Stecken und aufgebotener Mannschaft gesucht und gegen Bezahlung der Zeche ausgelöst.

Die Art, wie die Musikanten für einzelne Tänze die Erkenntlichkeit verlangen, ist öfter folgende. Sie blasen lauter falsche Töne, kommen aus dem Takt, die Braut selbst fängt an zu hinken, Alles geräth aus Zug und Schick. Auf den Rath des Brautführers legt die Braut ein kleines Geldstück „für eine Salbe“, dann ein größeres auf die Musikbühne, endlich findet sich, daß sie sich einen Nagel durchgetreten hat; der Brautführer zieht ein Guldenstück aus dem Schuh heraus und nun kommt Alles in Ordnung; die Baßgeige stimmt wieder, die Musikanten haben die lustigsten Weisen gefunden und die Braut dreht sich kerngesund im Reihen herum.

Die Festlichkeit endet mit der Dankrede des Hochzeitladers und der verblühten oder offenen Einladung, das „Mahlgeld“ zu entrichten und ein Hochzeitsgeschenk, „Weisat“, zu geben, welches auf dem Tische der Brautleute und Brautmutter niedergelegt wird. Auch da würzen kleine lustige Vorfälle das Geschäft und die Zeit. Bald fügt die Nachbarin

ein kleines Muspännchen oder eine Puppe hinzu, oder es wird ein Junggefelle mit seiner geheimen Liebchaft geneckt, oder es hat eine Gluckhenne mit ihrer Schar beim Heranfliegen die Fenster eingestoßen, das Küchengeßirr zerbrochen, weßhalb eine kleine Beisteuer erwünscht sei u. s. w. Wenn es schließlich den Brautleuten nicht gelingt, sich heimlich zu entfernen, so wird ihnen beim Abgang vom Hochzeittader unter Scherzen und Sprüngen mit der Laterne vorgeluchtet und die Musikanten „blasen sie hinaus“. Etwa nach acht Tagen folgt die „Abrait“, die Berichtigung der Zeche mit einem kleinen „Lätizel“ wie beim Nachkirchtag. Was noch aus alter Zeit und von dem festgehaltenen Unterschied der Stände herrührt, ist die Vermeidung von Wildpret und Fischen bei dem sonst reichlich besetzten Hochzeitmahl, denn jene gehören „für des Edelmanns Tisch“. Und das stehende Gericht am Schlusse des Hochzeitschmaußes, die „Gerstenjuppe“, bringt wohl dem bäuerlichen Ehepaare noch seinen Stand nach den Freuden des Tages in geneigte Erinnerung. Am ersten Samstag nach der Hochzeit verläßt die junge Frau nicht selten ihr Haus, übernachtet bei ihren Eltern oder Verwandten und wallfahrtet nach Maria-Plain, ins Kirchenthal oder nach anderen Gnadenorten.

Sehr alterthümlich, aber dem Verschwinden nahe ist der Traueranzug der Weibsleute im Gebirge. Hohe Spitzhüte, darunter eine weiße Haube. Vom Haupt bis zu den Knien hüllt ein weißes Leintuch, unter dem Kinn zusammengeheftet, die Gestalt ein, darunter ragt der schwarze Kittel mit dem schwarzen „Fürtuch“ (Schürze) hinab und sieht man die weißen Strümpfe und niederen Schuhe. Die „Halbklage“ oder mindere Trauer gestattet den schwarzen Hut, weißen Halskragen, eine weiße über der schwarzen Schürze und ein vom Haarbund nach rückwärts hinabhängendes weißes Tuch; der „Kittel“ und das „Röckel“ (Spenjer) sind schwarz. Gewöhnlich „wachen“ Verwandte und Angehörige bei der Leiche mehrere Stunden, beten den Rosenkranz und tragen auch — Nachbarmänner den Mann, Jungfrauen die Jungfrau zu Grabe, wenn nicht die weite Entfernung vom Kirchorte die Todtenfuhr nöthig macht. In manchen Gegenden, um Ruchl, Oberndorf, im Pinzgau, führten nach uralter Sitte eigene Todtenwege von den Einzelnhöfen auf die Straßen; man sieht noch die Stellen am Zaun, der zu diesem Behufe eröffnet werden durfte, alte Männer weisen noch die Todtenrasten bei Feldkreuzen oder Kapellen. Das Landrecht (Laiding) des Pfliegerichtes Thalgau befahl „Gangsteig und Todtenweg zu bessern“ (in Stand zu halten). In schneereichen, strengen Wintern kann es sich ereignen, daß man Leichen auf entlegenen Berggehöften „auffrieren“ läßt, bis ausgetretene Pfade ihren Transport auf den Kirchhof ermöglichen. Die an verschiedenen Orten neben den Gangsteigen niedergelegten, wohl auch an Häusern befestigten „Todtenbretter“ mit den Anfangsbuchstaben des Verstorbenen und der Jahreszahl laden zum frommen Andenken an die Verstorbenen ein. Die „Todtenjuppe“ oder das Todtenmahl, manchen Auswärtigen ein Gegenstand des Tadels,

rechtfertigt sich selbst durch die Nothwendigkeit, die oft aus weiter Ferne zur Leichenfeier beschickten Verwandten nicht ungespeist zu verabschieden. Die Inschriften der Kirchhofdenkmäler, mitunter höchst eigenthümlich, sowie die Grabdenkmäler der Hauptstadt sind längst Gegenstände der Anekdotenjagd oder kunstverständiger Beschreibung geworden.

Der Neujahrstag heißt der „Ebenweihstag“, weil er ebenso hoch geweiht ist als der Geburtstag Christi. Man soll an demselben mit Gutem anfangen, denn das setzt sich dann leicht das ganze Jahr fort, z. B. früh aufstehen; auch glaubt man an den schlechten „Angang“. Der Dreikönigstag wird auf dem Land noch hier und da der „Perchttag“ genannt, welche Bezeichnung vielleicht weniger an den Umzug der Perchta als an den Ruhmesstrahl der Erscheinung des Herrn erinnert. Zweifelsohne hat der Sternglanz, der den Weisen leuchtete und noch in den Krippendarstellungen ganz eindrucksvoll zur Anschauung gebracht wird, diesem Festtag den Namen des „Öbristen“, das ist obersten Tages verschafft, unter dem er noch alten Gebirgsbauern bekannt ist. Am Vorabend vor Dreikönig beginnt die letzte „Rauchnacht“, Weihrauch durchzieht die Häuser, im Freien frachen Schüsse, einst wohl zur Verjagung unheimlichen Spufes, nach jetziger Meinung zur Vorfeier des Festes. In den vier „Lößelnächten“ (St. Thomas, heiliger Abend, Sylvester, Dreikönigsnacht) wurden einst die Schicksalsgeheimnisse in mannigfaltigster Weise durch Bleigießen, Schuhwerfen, Behorchen der Thierprache und dergleichen zu erkunden gesucht.

An den Abenden zwischen Weihnacht und Dreikönig ziehen die „Anglöcker“ herum, mit kurzen Liederprüchen milde Gaben heischend, wie man glaubt zur Erinnerung an Josef und Maria, wie sie Herberge suchten. Zwischen Dreikönig und Lichtmeß erscheinen Abends die „Sternsinger“, einen beleuchteten Stern auf einer Stange mit einer Schnur treibend. Ihre alten Lieder sind vergessen, sie helfen sich mit geist- und gemüthlosen neueren. Aber es fügte sich gut, daß statt der strahlenden Frau Percht das himmlische Sternlicht aufgegangen ist. Die Dreikönigsnacht machte auch den Schluß der offenen Zeit für die wilde Jagd, das „wilde Gjoad“, jenen einst gefürchteten lärmenden Umzug des Wodan, von dem man jetzt nichts mehr kennt als den sprichwörtlich gebliebenen Namen. Am Pauli Befehring, ohne genau die Zeit einzuhalten, lassen sich auch Knaben in den Häusern sehen, um Erlaubniß bittend, das „Sommer- und Winterspiel“ aufführen zu dürfen, der Sommer in Hemdärmeln, einen Fichtenzweig auf dem Strohhut, der Winter in der Kapuze und mit einem rauhen Kofen angethan. Sie singen und ringen abwechselnd, jeder seine Vorzüge lobend; nach dem dritten oder vierten Gange obsiegt der fröhliche Sommer. Um diese Zeit ist im Gebirge auch das „Lebzeltenhacken“ im Gebrauche. Unter mancherlei Scherzen werden große, harte Lebkuchen, vom „heiligen Abend“ herrührend, mit einer mächtigen Breithacke zerschnitten und unter die Hausgenossen vertheilt.

Bei der Kerzenweihe zur Lichtmesse wird nicht bloß das Wachs für die Kirche, darunter die Osterkerze, sondern auch die Kerze fürs Haus (Sterbkerze, Schauerkerze) und der Wachstock für die Hausfrau geweiht. Aus dem geweihten Wachstock bildete man durch Kreuzung und Übereinanderlegen seiner Glieder den fünfzinkigen „Drudenfuß“ zur Abwehr der Hexen, das „Hexenkreuz“. Aber der einst so ausgebreitete Glaube ist beinahe erloschen und nur schüchtern wagt derselbe noch da und dort die Vermuthung, ob etwa eine Fallsucht, ein schweres Siechthum von Kindern denselben „angethan“ oder „vermeint“ worden sei, in welchem Falle man beim „Lorettofindl“ zu Salzburg Hilfe sucht. Die Bezeichnung „Wetterhexe“ für ein ungekämmtes und nachlässig angezogenes Frauenzimmer wird jetzt nicht mehr in dem ursprünglichen Sinne gebraucht; die „Hexenjalbe“ ist zu einem Scherzworte veredelt und die Kräfte des „Hexenkrautes“ sind der Vergessenheit anheimgefallen. Die weiblichen Versammlungen in den Brechel- und Spinnstuben im Spätherbst und Winter, zu denen man auch aus der Nachbarschaft „in die Reife“ ging, Plauderstätten für alte Mähren und feßelnde Neuigkeiten, haben sowohl durch Vermehrung der „Brechelbäder“ auf den Gütern als durch minderen Bedarf des Hausgespinnstes die frühere Häufigkeit des Besuches und damit einen Theil ihrer Anziehungskraft verloren.

Wiewohl sich die rechte Faschingslust nicht jedes Jahr einstellt, so hat sich doch die Sitte der Faschingszüge in den Vorstädten und Dörfern um die Hauptstadt in leidlichem Gange erhalten und auch die Halleiner haben in diesem Fache bisweilen sehr anerkenntwerthe Leistungen erbracht. Zu einem lustigen „Faschingsritt“ sind erforderlich ein oder mehrere voraustrappende Hanswürste, „Faschingsnarren“, zu Fuß in ihren Abzeichen mit Peitschen, einer „Spritzbüchse“ sammt Wasserjochter und anderem Verzögerath, dann eine Anzahl sinnbildlicher, komischer, satyrischer Schaustellungen auf Wagen zur Augenweide, endlich der Faschingsherold zu Pferd mit dem ebenso lebhaft begehrten als von Andern gemiedenen „Faschingsbrief“. Groß ist die Zahl der seit Jahrzehnten im Gedächtniß gebliebenen Darstellungen, unter denen die „Bauernhochzeit“ wegen der unentbehrlichen Tanzmusik allezeit vorkommt. Es erschien wohl auch eine Schar Spielleute mit grotesken Schlangen, Drachen, aus denen lustige Reisen gehört wurden. Große Heiterkeit erregt stets die „Altweibermühle“:

Was klappert so lustig im eifrigen Laufe?
Den Wagen umzingelt ein lachender Haufe:
Sie fangen der alten Weiber gar viel,
Und schütten sie auf in die polternde Mühl'.

Die Weiber, die wehren sich, freischen und frappeln,
Die Müller sind stämmig — was nützet das Zappeln,
Die Mühle die mahlet im rasenden Sau,
Es springen die hübschesten Mädchen heraus.

Angefahren kommt ein Schiff — in jüngster Zeit aus dem Franz Joseph-Land, Masten und Taue mit Schnee und Eis bedeckt, die Matrosen mit kleinen Öfen auf dem Rücken, der Kapitän in Pelz und Kapuze handhabt ein zehnfüßiges Fernrohr. Es fährt

langsam vorüber, bleibt aber öfter im Eise stecken. Da nähert sich ein Wagen mit Rathsherren in Perücken und Zöpfen, es sind

Die Väter der Stadt,
Sie sitzen versammelt am Tische zu Rath,

Fest schlafen da drei mit bedächtigen Kopf,
Den übrigen wackelt der seidene Zopf.

Ein anderes Bild:

Zwölf Männer in Windeln, die sitzen und liegen,
Als Glockenspielfinder in Stühlen und Biegen,

Zwölf Zofen sie pflegen und füttern mit Koch,
Einschläfert die Kleinen das Glockenspiel noch.

Und abermals:

Vier Männer mit Bürsten, die waschen und putzen
Am schwarzen Stier mit gar wenigem Nutzen. —

So dauert der Zug und es ergötzt sich die Menge. Da sammelt sich eine Schar um den Vorleser des Faschingsbriefes. Verübte Narrenstreiche, lustige Pössen, die sich Nachbarn während des Jahreslaufes gespielt, „Hirschauerstücklein“, „Auffitzer“, sämmtlich aus dem Kirchspielbereich, werden im Chroniktone, gereimt oder ungereimt, oft mit Nennung der Namen zum Vortrag gebracht, mit heller oder gemäßigter Stimme verlesen und belacht. Im Gebirge (Pinzgau) vertritt das „Faschingbauen“ zum Theil den Faschingszug. Die Burichen fahren mit einem Pfluge durch den Schnee, ackern Zaunstecken aus, jäen Sägespäne in die Furchen, treiben Muthwillen und setzen wohl bisweilen zuletzt den Pflug auf das Hausdach. Mittlerweile führen Bauer und Bauknecht oder Melcher ein satyrisches Gespräch über die Gewohnheiten, Neigungen oder Liebesverhältnisse der weiblichen Dienstboten im verflossenen Jahre. Im Pongau (um St. Johann und Goldeck) vertritt das „Rühtreiben“ bei nächtlicher Weile die Stelle des Faschingbauens. Die Rühstreiber, bisweilen ihrer dreißig, führen Glocken, Bergstöcke, Pistolen, Flinten, große Peitschen mit sich, andere haben große Rühköpfe aufgesetzt aus Pappendeckel, mit großen Augenpalten, durch welche Lichterchein ausstrahlt. Unter großem Lärm und Gebrüll nahen sie dem Dorfe, von einem Berittenen geleitet, welcher den Bauer vorstellt, der dann mit dem Melcher das Gespräch führt. Faschingbauen und Rühstreiben werden aber nur selten aufgeführt.

Es naht die Frühlingszeit. Aus den Vorwäldern werden die Schneerosen in die Stadt gebracht; Scharen von Bauernknaben auf den Dörfern beschäftigen sich an Sonntagen und Feierabenden mit dem „Aperchnalzen“, indem sie mit langen und kürzeren Peitschen nach der Höhe der Töne und im Takte ein Knattern hervorbringen, das den Schüssen einer Jagd oder eines Scharmügels gleicht und das Verjagen des Winters versinnbildet oder die Erde schneefrei, „aper“, machen soll. Mit Sehnsucht ziehen die Städter mit ihren Kindern aus, um die ersten Schneetropfen, Schlüsselblumen,

„Schneekaterln“ und Weilschen zu suchen; es ist noch jenes lebhaftes Naturgefühl vorhanden, mit welchem man vor einigen Jahrhunderten „den ersten Viol“ einholte, daß sind Zeuge die heimkehrenden sonntäglichen Züge größerer und kleinerer Kinder mit den Blumen in den Händen. Um Mariä Verkündigung kommt „unser lieben Frauen Vogel“, die Schwalbe wiederum. Der 1. April ist ein Unglückstag, Vieles mißlingt, was man unternimmt, man weiß nicht mehr warum. Er ist eben einer von den zwölf „Schwent-“ oder



Fairingscene.

„Unglückstagen“, deren einst dreißig im Jahre waren. Am 1. April hat sich Judas, der Mann von Karioth, erhängt. Die Kunde dieser Schwenttage ist glücklicherweise ausgestorben. Dafür ist bei Manchen der Freitag eingetreten.

Am Palmsonntage gleicht das Schiff der Dorfkirchen fast einem niederen Walde. Da werden die „Palmbüschen“ geweiht, für jedes Haus einer oder zwei. Sie stecken auf Haselstäben und bestehen aus den Blütenzweigen der Weide, zu welchen ein Reis vom Sebenbaum (Sengbaum) und von der Stechpalme gebunden wird. Man weiß nur noch, daß diese Palmbüschen ein Schutz vor dem Blitzschlag sein sollen, und daß Palmkätzchen verschluckt ein Mittel gegen Krankheiten abgeben. Von der Wirkung des Geruches des Sebenbaumes gegen Hexen und der Stechpalme gegen Zauber ist es stille geworden.

Zur „Feuerweihe“ am Frühmorgen des Charfamstages wird von den Häusern je ein Scheit herbeigebracht, angebrannt und nach Hause getragen. Mit dieser bis in die ältesten Zeiten des Menschengeschlechtes zurückreichenden Feuerverehrung stimmt es, daß Kohlen davon, der Ackererde beigemischt, mit Rücksicht auf das himmlische Feuer dieselbe fruchtbar machen, und daß das angebrannte Scheit, dem Herdfeuer zugelegt, das Haus vor dem Blitzfeuer schützt.

Am Ostertag früh Morgens macht die Sonne drei Freudenprünge, die Kirche weihet verschiedene Gewaaren, das Eierwalgen, „Eierpecken“, Eierschenken findet statt und im Lungau werden (wie in Kärnten) auf Bergen „Osterfeuer“ angezündet, wie anderwärts in altsächsischen Landen. Es naht der 1. Mai. Schon Tags vorher werden in den Dörfern Liefering, Maxglan, Gretig, auf den Felsen spitzen des Rocksteins und des Pabensteins (Barmstoan) bei Hallein „Maibäume“ gesetzt; am frühen Morgen durchzieht Musik die Straßen der Hauptstadt und ein schulfreier Tag gestattet der Jugend größere Ausflüge in die Umgegend. Auf diesen Tag fällt auch die Besitznahme Salzburgs durch Osterreich.

Ist im Lungau die Aussaat des Sommergetreides zu Ende, so war es bis vor Kurzem die Regel, jede Tanzunterhaltung einzustellen, so lange „das liebe Getreide auf dem Felde steht“. Dieser hochgelegene Gau, dessen mittlere Jahreswärme der von Abo in Finnland gleichkommt, legte damit seine innige Theilnahme an dem Gedeihen der Feldfrüchte an den Tag. Nun naht die Zeit der „Aufkehr“ (nicht „Röhr“) des Alpenviehes. Es wird unruhig in den engen Ställen, die vorjährigen Glockenkühe werden sich ihres Borranges bewußt; werden sie durch andere ersetzt, so leiden sie bisweilen am „Kabel“ und machen der bevorzugten Kuh mittels der Hörner den Vorgang streitig. Unter dem Gebrülle der Kinder und den stillen Segenswünschen der Eigenthümer kommt die öfter beschriebene Alpfahrt, das „Alpererfahren“ in Gang.

Den St. Florianstag, 4. Mai, feiern die Schmiede und Feuerarbeiter, in neuester Zeit auch die freiwilligen Feuerwehren. Die Feuerpritzen rücken an manchen Orten aus, werden besichtigt und das Mangelnde oder Schadhafte erneuert.

Am „Bittsonntag“ der „Kreuzwoche“ ist der kirchliche Flurumgang in der Nähe des Pfarrortes, am Montag und Dienstag finden „Kreuzgänge“ in entferntere Kirchen statt, am Mittwoch geht man mit dem Kreuze in der ganzen Pfarrei herum. Auf den Himmelfahrtstag folgt der „Schauerfreitag“ mit einem Hochamte, nach welchem wie am Sonntag vorher die vier Evangelien gelesen werden. Der Flurumgang am Sonntag heißt auch „Schauerumgang“: es ist der Bittgang um Abwendung der Gewitter und Hagelschläge und um Gedeihen der Feldfrüchte.

Das prachtvolle Kirchenfest des Frohnleichnams, der „Kränzttag“, wird mit Schüssen aus Pöllern und schweren „Prangerstutzen“, mit Gewehrjalven der Schützen bei den

Evangelien des Umganges und am Wege eingesteckten Baumstäben angekündigt und begleitet, die Dorfmusiken spielen feierliche Weisen, die „Prangerinnen“ gehen im Zuge voraus und begleiten das Allerheiligste, die Stimmen der Betenden wechseln mit der feierlichen Stille während der Evangelien und der Segenspendungen nach den vier Weltgegenden.

Während früher Schützencompagnien oder Bergknappen einen gern gesehenen uniformirten Bruchtheil der Pfarrbevölkerung bei solchen Feierlichkeiten darstellten, sind



Sonnenwendfeuer.

in jüngster Zeit die Dorfmusiken, als ländliche Nachahmung der Regimentsbanden, aufgenommen und stehen zum Theil mit den Abtheilungen der ausgeschiedenen Soldaten im Zusammenhang, wodurch auch die Festzüge an Feierlichkeit gewinnen. Eine eigenthümliche Sitte hat sich in Oberndorf erhalten. Am Frohnleichnamstag oder am folgenden Sonntag, Mittags zwölf Uhr, sammelt sich auf der Laufnerbrücke — sie verbindet die bairische Stadt Laufen mit dem österreichischen Oberndorf-Altach — eine Menge Volkes. Zu gleicher Zeit fährt von dem Sammelplatze oberhalb des Laufens — starke Flußkrümmung mit vermehrtem Gefälle — eine Anzahl „Zillen“ (kleine Rähne) die Salzach herab und unter der Brücke durch. In dem Augenblicke ihrer Annäherung werden von der Brücke

aus Blätter von „Himmelbrod“, ungeweihte, etwa sieben Zoll im Durchschnitt messende Oblaten, herabgeworfen. Nun besteht die Fertigkeit der Schiffer darin, diese fliegenden und flatternden Oblaten während des Laufes der Schiffe in der Luft aufzufangen. Da jede Zille zwei Mann trägt und die Brückenjochs besondere Aufmerksamkeit fordern, ist die Aufgabe nicht leicht. Je mehr Himmelbrod aufgefangen wird, desto mehr Ehre legt die Schiffsmannschaft ein. Dieser Gebrauch, der mit der stark abnehmenden Salzschiffahrt sein Ende findet, heißt das „Himmelbrodschuzen“.

Im Flachlande oder Salzburgergau sehr verbreitet ist der Gebrauch der „Sonnenwendfeuer“. Am Vorabend von Johann dem Täufer sieht man von erhöhten Standpunkten aus nicht selten dreißig und mehr Feuer auf den herkömmlichen Plätzen brennen, in der ebenen Thallandschaft, auf Anhöhen und Bergen. Im XVI. Jahrhundert zündete man die Sonnenwendfeuer noch auf dem Hauptplatze der Stadt Salzburg an und 1568 zahlte die Stadtkammer für das „Sunwendfeuer auf dem Protmarkt“ 5 Gulden, 2 Schilling, 10 Pfennig. Man springt wohl auch noch aus Unterhaltung einzeln oder paarweise darüber, aber von geheimen Kräften desselben ist nichts mehr bekannt. Seit die Bergfahrten stark in Aufnahme gekommen, hat sich die Zahl der Bergfeuer während der günstigen Jahreszeit sehr vermehrt. Aus alter Zeit stammen die Bergnamen „Sunwendpühel“, „Sunwendstatt“, „Feuerpalsen“ und der „Simetsberg“ (Sonnenwendberg) in Berchtesgaden.

Vermöge sehr alter Erlaubniß ist es den Salinenarbeitern in Hallein gestattet, am Ausflusse der oberen Albe in die Salzach Nasen, das ist Fische zu fangen. Dies geschieht um Johanni nach Sonnenuntergang unter Fackelbeleuchtung mit eisernen Zwei- und Dreizacken, die „Perfureln“ heißen. Die ihre Fackeln ober der Wasserfläche hin und wieder schwingenden, im seichten Flusse watenden und dem Lichtscheine zuschwimmende Fische harpunirenden Salzarbeiter gewähren im Dunkel der Nacht das interessante Bild eines Schwarmes wandernder Irrlichter, sogenannter „Achenlichtel“ oder feuriger Wassergeister.

Am 25. Juli, Jakobitag, ist in den Gebirgsgauen das „Jaggejen“ im Gebrauche. Das sind die Alpenbesuche, welche im Pongau und Lungau die „Sendinnen“, im Pinzgau die Melker von der Heimat und ihren Dienstherren, von Freunden und Bekannten erhalten, wobei „Mus“, Kaffee, Schnaps zur Bewirthung nicht fehlen dürfen und die Alpenküche mit einigen seltenen Gerichten, dem „Schwimmüsel“, das im Schmalze schwimmt, dem „G'flocketen“, einem besonders leichten, flockenähnlichen Mus, und anderen nach Gauen und Thälern verschieden benannten Erzeugnissen die Besuchenden ehrt und erfreut. Finden sich die Paare zusammen, so spielt auch die Zither zu einem Tänzchen auf und es herrscht „inner des Alpenzaunes“, der solche Freiheit gestattet, für ein paar Stunden eitel

Fröhlichkeit und Alpenluft. Der Rückweg wird oft erst in finsterner Nacht angetreten, denn der Spruch sagt:

Almerisch, pinzgerisch,
Hoam gehn, wan's finster is.

Obwohl auch andere Tage während des Sommers, namentlich einige abgekommene oder sogenannte „Bauernfeiertage“, an denen häufig nur Vormittags gearbeitet wird, zu den Ringspielen verabredet werden, bei denen die Kampflustigen sich treffen, und wenn-



Rankeln am Hundstein.

gleich zu solchen kleineren „Hofenreclplätzen“ auch andere, meist etwas entlegene Orte, wie der Paß Griesen in Leogang, die Brandstatt in Gastein gewählt wurden, so ist doch der Jakobitag und der Hundstein zwischen den drei Gerichten Saalfelden, Zell und Tachsenbach seit mehreren Jahrhunderten die feststehende Zeit und der auserlesene Ort für das Kraftspiel des „Rankeln“. Letztere Bezeichnung kommt dem Ringen überhaupt zu, wobei der Kämpfenden einer den andern zu Fall bringt oder auf den Boden zwingt; „Hofenrecken“ wird jene Art des Ringens genannt, die es zur Bedingung macht, daß der Begner aufgehoben und über den Kopf des Siegers nach rückwärts geworfen wird (in der Schweiz „Schwingen“ genannt). Man kennt die zahlreiche Zuschauermenge, die am bezeichneten Tage von verschiedenen Seiten dem Hundsteine zuströmt. Dort, in der Ebene an dem kleinen See, ist der Versammlungsplatz, auch auf den umliegenden Anhöhen stehen

die Besucher in Gruppen. Es fehlen die Kampfrichter nicht, die alten Sachverständigen, die selbst einst „mitgethan“. Sie beschließen „die Paare redlich zusammenzulassen“ und wachen darüber, daß unerlaubte List vermieden wird und das Ringen nicht ausartet. Der Sieger in mehreren Gängen heißt „Hagmaier“, was mit „Meister in Feld und Hain“ umschrieben werden könnte. Er steckt sich drei Federn auf den Hut und behauptet sein Ansehen bis zum nächsten Jakobitag. Früher waren diese Kampfspiele auch im Salzburggau in Übung und man will den Namen der „Spielberge“ in drei Gauen davon herleiten.

Noch ist des festlichen Aufzuges des „Samson“ zu Tamsweg (so wie vor Zeiten des Goliath zu Ramingstein) im Lungau zu gedenken. Es ist nicht ermittelt, ob dieser am Frohnleichnamstag-Nachmittag stattfindende Umzug der Überrest einer Sommerfeier oder einer Maigrafenfahrt ist. Wahrscheinlicher ist es eine aus den figurenreichen Frohnleichnamszügen des vorigen Jahrhunderts herübergerettete Paradesfigur. Samson (und Goliath) erscheint in Riesengröße, so daß er an die Fenster der zweiten Stockwerke hinaufreicht. Diese ganz im Widerspruch zu ihrem biblischen Namen wie ein römischer Krieger mit Helm, Panzer, Lanze, Schwert, aber doch mit dem Eiskinnbacken ausgerüstete Riesenpuppe wird von einem starken Manne getragen, dessen Augen zwischen den vom Panzer herabhängenden Lederstreifen und dem Unterkleid die Aussicht haben. Neben dem Riesen schreiten zwei Zwerge, die Bürger- oder Marktmusik zieht unter klingendem Spiel voraus und Schützen oder Bürgerjoldaten geben das Ehrengelächte. Das zahlreiche Gefolge zeigt lebhaftige Theilnahme an diesem Schauspiel, welches die stillen abgelegenen Orte des Hochgebirges für kurze Zeit belebt.

Die Zeit von Mariä Himmelfahrt bis Mariä Namensfest (Mitte August bis Mitte September) heißt „der Frauendreißigt“; da haben alle wohlthätigen Kräuter ihre vollste Kraft und die Wurzelgräber volle Arbeit. Es naht die Zeit der „Abkehr“ von den Hochalpen, die fröhlich begangen wird, wenn die Sömmerung ohne Unglück, Viehabsturz u. s. w. verlief. Mit Kränzen von Hagebutten oder Bärenkraut um die mit Rauchgold gezierten Hörner geschmückt, kehrt das Vieh heim, voraus die wenigen Ziegen, Jungvieh, Kühe, zuletzt der „Jodel“ (Stier) mit dem Melkstecher, Senner und „Goaßer“, Sennin und Hüterbub und der Bauer. Die Sennin theilt Erzeugnisse ihrer Backkunst aus, den „Kneiß“, ein viereckiges Backwerk, und den „Schnurraus“, kleine, wie die Erbsen oder kleine „Rosenfranzgrällerl“ geformte semmelfarbige Kügelchen. Die Heimkehr wird zur Winterszeit bisweilen als „Alpererfahren“ oder „Kühtreiben“ scherzweise nachgeahmt.

Um Mariä Geburt

Zieg'n d' Schwalben furt,

früher auch die Studenten, was aber schon seit langer Zeit anders geworden ist. Um diese Zeit verlassen auch die Schafhirten mit ihren Herden die obersten Grasplätze der Gebirge;

bei der „Schäfelscheide“ werden die Thiere wieder nach ihren Eigenthümern getrennt, die „Schäfler“ abgelohnt und nach Befund mit kleinen Geschenken erfreut, die diesen oft beinahe knabenhaften Hirten für ihr mühseliges, einsames und selbst gefährliches Geschäft herzlich zu gönnen sind.

Zu Allerheiligen schmückt der Unbemittelte die Gräber seiner Lieben mit Reifern der schwarzen Mehlbeere und der rothen Vogelbeere, mit Fäserchen Kauschgolds auf denselben und auf Burzweiglein. Wie in der Fastenzeit die gesalzenen und zu Ostern die Eierbrezen,



Wurzelgräber.

das „Osterlaibel“ und der große, kreisrunde, radförmig bezeichnete „Osterfleck“, so ist zu Allerheiligen das zopfförmig geflochtene „Heiligenstuck“ gebräuchlich und wird von den Göttenleuten den Kindern, wohl auch bisweilen von der Hausfrau fleißigen Mägden gespendet.

Im November, oder auch später, halten die Jagdpächter und Jäger einen Jägertag, richtiger eine Abendversammlung von mehr geselligem und humoristischem als geschäftlichem Inhalt. Daß es dabei nicht an verschiedenen Gewehrformen, seltener Jagdbeute und Erzählung von Jagdschickalen fehlt, ist begreiflich, aber die Krone des Abends ist doch stets die Verlesung des „Jägerbriefes“, gewöhnlich von bildlichen Darstellungen einiger besonderen Spaß liefernder Abenteuer und Scenen begleitet. Die Kunst des Vortrages

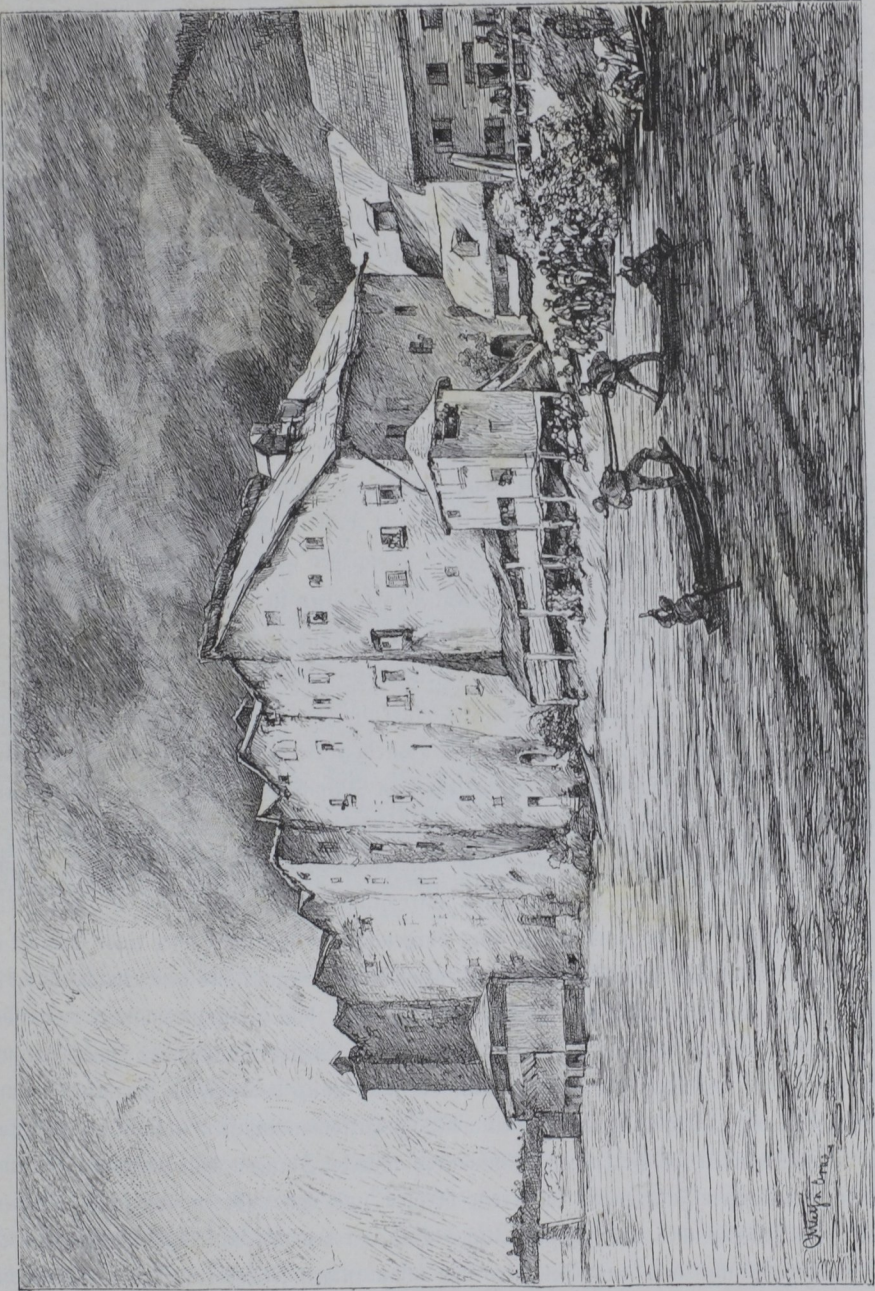
besteht in der richtigen Betonung, in dem Bemerklichmachen von Auspielungen. Der Jägerbrief erhebt sich zu strenger Ahndung begangener Sünden, wechselt mit väterlichen Ermahnungen und entschuldigt sich mit der getreuen Pflichterfüllung des Chronisten.

St. Leonhard ist noch immer Viehpatron. An diesem Tage wird der große Viehmarkt zu St. Leonhard an der Berchtesgadener Grenze gehalten. Die Kirche daselbst barg auf dem Chor vor noch nicht langer Zeit eine Unzahl von Opfergaben für die Genezung kranker Hausthiere: in rothes Wachs getriebene Pferde von alten geschmackvollen Formen, weißwachserne Milchkühe u. s. w. Die Leonhardskirche in Leogang ist, wie andere deselben Namens, mit einer Kette umgeben, von der wie anderwärts die Sage geht, sie sei aus den Kinnfetten der genesenen Kofse geschmiedet worden.

Das Jahr neigt sich zum Ende. Schon geht der Bischof Nikolaus, der „Niglà“ mit dem „Klaubauf“ um; ersterer in freundlicher Gestalt stellt öfter eine Frage aus dem Katechismus an die Kinder und schenkt Äpfel, Nüsse und gedörnte Zwetschken, letzterer mit Birkenruthe und Sack ausgerüstet, in der rauhen „Wildschur“ und mit Ketten raffelnd, droht die Schlimmen in den Sack zu schieben. Aber beide treten in Städten und Märkten bereits vor der herzerfreuenden Erscheinung des Christkinds zurück. Man begnügt sich öfter, wohlgerathene Kinder einen niederen Schuh vors Fenster legen zu lassen, ob nicht der heilige Bischof denselben in der Nacht mit einer Becherung füllt oder etwas „einlegt“.

Mit Anfang der Adventzeit beginnt die Sorge für Beschaffung des „Klezenbrotens“, dieses allgemein verbreiteten, bei Hoch und Nieder geschätzten Leckerbissens, dessen Genuß durch Sparsamkeit bis zum Beginne der Fastenzeit zu erstrecken gesucht wird. Der Einkauf der erforderlichen Bestandtheile, als kleine Weinbeeren, Zibeben, Pinoli, Gewürze, soweit sie nicht der eigene Haushalt liefert, wie gedörnte Zwetschken und Birnschnitze, Wall- und Zirmnüsse, setzt Kaufleute und Krämer, die Zubereitung aber die Hausgenossen und Bäcker in Bewegung. Einzelne „Anglöckler“ lassen sich sehen.

Am „heiligen Abend“ wird „kollazt“, das ist ein kaltes Abendmahl genossen, aus Käse, Brot, Eier, für Kinder aus Äpfeln, Birnen, Nüssen, Brot bestehend. Die Sitte des Christbaumes ist in die Städte erst seit Anfang der Fünfziger-Jahre eingedrungen, hat sich aber rasch ausgebreitet und zu den großen Christbaumfesten für arme Kinder erweitert, die aber mehrere Tage früher stattfinden und durch Erbauungsreden gewürzt werden. Am „heiligen Tag“ wird der „Klezenlaib“ oder das Klezenbrot ange schnitten; der „Klezen scherz“ oder der An schnitt des Laibes ist unter Liebenden noch gebräuchlich. Das Opfer an die Elemente, indem man von jeder Speise einen Bissen auf das Dach trug, auch „Windfüttern“ genannt, sowie die Sitte, daß sich Bauer und Bäuerin am „Bacheltag“, Weihnachtstag, unter dem „Bachelbofschen“ (Tannenbaum) zum Gedächtniß an die Erniederung des Herrn in der Krippe, in der Stube auf Stroh lagerten, sind abgekommen.



Schifferhütten in Gullstein.

Die Kirchenbesuche der Landleute in der Adventzeit zur „Engelmesse“ oder dem „Korate“ und in der „Nettenacht“ im Schnee mit Laternen oder Fackeln, „Bucheln“, sind eine von Malern öfter dargestellte Erscheinung, und jetzt reisen auch Stadtleute aufs Land, um in der Nähe einer stark besuchten Kirche diese Scene zu betrachten. Daß die Christ- und Sylvesternacht mit Schüssen aus Böllern und Prangerstößen angekündigt wird, versteht sich von selbst. Das „Nettenschießen“ und die Begrüßung der Evangelien beim Frohnleichnamsumgang und an Kaisers Geburtstag findet in Salzburg mit Böllern vom Mönchsberge und mit Kanonen von der hohen Festung statt. Der Wiederhall wird in dem Berglande drei Stunden weit gehört und Landleute horchen und zählen aufmerksam nach. Ein ausbrechendes Feuer wird durch eigene Lärmkanonen angezeigt.

Am Tage des Evangelisten Johannes wird der „Johannesseggen“ geweiht. An diesem Tage begibt sich auch mancher Biertrinker in den Weinkeller, um ungeweihten Johannesseggen zu trinken. Die Feier des Sylvesterabends durch gesellige Zusammenkünfte ist eine Einführung der neueren Zeit. Einst schloß der Hausvater an diesem Tage sein Rechnungsbuch und ging bedachtam, die Wünsche fürs neue Jahr im Herzen, in das Schlafgemach, während die jungen Leute durchs „Lößeln“, Bleigießen die Zukunft, den Geliebten oder die Geliebte, die Vorbedeutung einer Heirat zu erforschen suchten.

Zu den nur mehr äußerst selten aufgeführten Schaustellungen gehören das „Schifferstechen“ zu Hallein und Laufen, der „Reistanz“ der Faßbinder, Kuffer (Salzküfer) und Kleuger (Spalter des Faßdaubenholzes für die Salzfässer) zu Salzburg und Hallein, endlich der „Schwerttanz“ der Halleiner Bergknappen. Der Reistanz wurde in derselben Weise aufgeführt, wie dies noch zu München alle drei oder sieben Jahre geschieht, wo sich der Gebrauch unverändert erhalten hat. Das Schifferstechen bestand in einer Art Lanzenrennen zu Wasser. Die mit Beschleunigung gegeneinander rudern den Billen führten am hinteren Ende je einen aufrechtstehenden Rämpen, der als Waffe eine lange „Rahen“ (Stange) mit einem quer vorge nagelten Brettchen oder einer Scheibe an der Spitze führte und damit beim Zusammenstoß seinen Gegner aus dem Gleichgewicht zu bringen und rücklings ins Wasser zu werfen suchte. Die Zahl der gegeneinander rudern den Schiffchen, die possierlichen Stellungen der ins Wasser Stürzenden und Heraus schwimmenden, die Rufe der Anfeuern den, die nicht ganz homerischen Hohnsprüche und Drohworte der Bemannungen, dann eine Anzahl Hilfsmannschaften und wilder Schiffer, die in Badwannen, Wasserzubern, Fünfeimern mittels Stangen daherruderten, sich mit ihren schnackischen Fahrzeugen im Kreise drehten und von anderen angerannt wurden, boten ein belustigendes und mannigfaltiges Bild, zu dem die Rufe und Funstausdrücke der Schiffersprache und das Gelächter der schaulustigen Menge an beiden Ufern die Begleitung lieferten.

Ernst dagegen, nach Zeiträumen abgemessen, schweigend, wie es dem Bergmann entspricht, nur von einzelnen Befehlsworten unterbrochen und geleitet, ist der Halleiner Schwerttanz oder „Knappentanz“. Er wurde schon vor dreihundert Jahren und früher getanzt und statt der Schwerter hatten die Knappen ursprünglich Häuereisen. Er wird von sechzehn Knappen und einem Anführer dargestellt, sämtlich im Berganzuge, in weißer Hose mit rother Schärpe. Statt, wie einst, mit Trommel und Schwegelpfeifen,



Halleiner Schwert- oder Knappentanz.

wird er von der Bergmusikkapelle begleitet und findet bei einbrechender Dunkelheit unter Fackelbeleuchtung statt. In seinen neun Figuren, zwischen welchen immer in der Runde getanzt wird, stellte er dar den Antritt zur Schicht und zu den Arbeitspartien, die Anfahrt in die Grube, ein Tretwerk oder die Brücke, einen Stollen, die Fahrt in die Tiefe auf einer Schrägleiter, den Schacht oder Steigkasten, das Gerüst zu einem Haldensturz, das Schwingen der alten Bergfahne auf der Höhe des Berges und schließt mit den zwei Rundtänzen des Flechtens und Schlangelns. Die Schwerter gegen einander in halber Mannshöhe gestreckt oder über die Schultern gelegt stellen die Brücke, gegen den Kopf gezückt den Stollen und über den Köpfen wagrecht gehalten den Berg dar. Bei den ersteren Figuren stehen die Knappen reihenweise, beim Steigkasten, Haldensturz und Berg im engen Kreise,

über welchem der Anführer oder die vier Mann, die die Pfeiler des Gerüstes vorstellen, emporstehen. Nach dem letzten Rundtanz stellen sich die Knappen zum Abschied vor ihrem Anführer in Reih und Glied und ziehen unter klingendem Spiele und Fackellicht ab. Der Anführer erklärt mit einigen gereimten Zeilen jede Figur.

Die gewöhnlichen Unterhaltungs-, Preis- oder Geldspiele sind das (Stein-) „Platten-“ oder „Hufeisenwerfen“, das „Platzegeln“ und „Wandegeln“, das „Schmarakeln“ oder „Regelstechen“ von einem wechselnden Standpunkte aus, das Eisjchießen, Scheibenschießen, das Wettlaufen mit den besonderen Formen des Eier-, Sack- und Hosenlaufens, das Erstiegen des Maibaumes. Veraltet sind die bäuerlich-rohen Spiele des Purrößelsprunges, Scheiterkliebens, Holzstriftens und selten ist das Fuchsprellen. Vor fünfzig Jahren wurde noch das Gesellschaftsspiel mit der „Hexenarte“ gespielt, jetzt ist kaum mehr ein ganzes Spiel mit allen „Briefen“ aufzutreiben.

Mit den vielen Handwerksprüchen sind auch andere Gebräuche abgekommen. So sangen die Nagelschmiede Lieder in einer eigenen gedehnten Weise und kürzten sich damit ihre einförmige, tausendmal wiederholte Arbeit. Bei dem häufigen Steckenschlagen für Brücken, Verwerfungen, Holzrechen wurde vor jedem Hub des Zugschlägels ein Vers gejunen, z. B.:

Schau, wie das Schlegei ducht,

— — — — —

Schau, wie das Schlegei gallt,

— — — — —

In Bergnan und in Wald.

Am Gertraudentag, 17. März, soll die Arbeit im bäuerlichen Gemüsegarten beginnen; am Aggiditag, 1. September, ist für die Herbstsaat zu rüsten. Im wachsenden Mond soll man Pflanzen aussetzen und pflöpfen, im abnehmenden aber den „Zittrach“ und Kropf vertreiben. Der vierblättrige Klee, ein auf dem Wege gefundenes Hufeisen bedeuten Glück. Wo eine Hauswurz (Sempervivum) auf dem Dache in einem Blumentopf gehalten wird, schlägt der Blitz nicht ein. Gegen den Rothlauf hilft das Umkreisen mit einem Fuchszahn. Glieder, die an der fliegenden Gicht leiden, soll man in reinen Flachs wickeln und ein Schaffell darüber breiten. Ein Wachholderzweig auf den Hut gesteckt ist ein Mittel gegen den Wolf oder das Wundwerden bei Fußreisen. Waschen mit Urin ist ein häufig angewendetes Mittel bei Gliederkrankheiten und Seitenschmerzen. Heilwässer für blöde Augen gibt es viele an Wallfahrtsorten, bei einsamen Crucifixen im Walde, in einigen Klüften und Thalschluchten; auch das Flußwasser, am Ostermorgen stromaufwärts geschöpft, hat seine Heilkraft. Allbekannt sind die Mittel gegen die Lungenjucht; zu den ältesten gehören der Spizwegerich und das Lungenkraut. Die Fettwurz (Sedum), das

Fettkraut (Pinguicula), das Milzkraut (Chrysosplenium) und der Sauerampfer heilen Flechten, die Schwindwurz (Chelidonium) Warzen. Der Hergenkreis, der durch ein Farnkraut gebildet wird, ist Wanderern sehr gefährlich, denn leicht findet sich darin die Irrwurz. Welchem unschuldigen Kinde es gelingt, daß die Krönleimatter ihren goldenen Hauptschmuck auf das weiße Sacktuch legt, dasselbe ist glücklich sein Leben lang u. s. w. Man fertigt derlei Angaben gewöhnlich als blinde abergläubische Meinungen ab, aber die hier angeführten reichen viele Jahrhunderte, manche ins achte und sechste unserer Zeitrechnung zurück. Nicht dieses Alters wegen wurden sie erwähnt, sondern weil darin Anschauungen verborgen sind, die dem ältesten Volksthume angehören und sich bis heute gefristet haben.

Siez mach' ma'r an G'jangl halt wieder an B'schluß,
Wan a Ding gâ loan End' nimmt, is's ár a Baderuß.

Sagen. — Wie bei anderen Völkern standen auch bei den Deutschen die Salzgegenden zur Heidenzeit und später in hoher Verehrung. Nirgends anderswo stünden den Bitten der Sterblichen die Götter näher als bei den Salzquellen, erzählt Tacitus vom deutschen Heidenglauben. Diese Bedeutsamkeit erklärt, warum sich ein Zweig der deutschen Kaisersage am Untersberge festsetzte und fortpflanzte, zwischen den drei Salzstätten Reichenhall, Berchtesgaden und Hallein gelegen; durch seine Naturgestalt, seine Schluchten, Höhlen, Trichter, Steilwände und seinen Marmorgehalt ausgezeichnet, war er ein günstiger Stützpunkt für die Sage, die nachher Heidnisches mit deutscher Kaiserzeit verwob und im Volksglauben bis auf unsere Tage lebte. Kaiser Karl schläft, von Kurfürsten, Prälaten und Rittern umgeben, in der Berghöhle. Unschuldige Hirtenknaben haben ihn dort gesehen, Raben, die deutschheidnischen Götterboten, bringen ihm Nachricht von der Welt. Wenn die Zeichen unmeßbarer Zeit, das Wachsen seines Bartes um den steinernen Tisch und das richtige Einstellen des Züngleins der Wage an Kaiser Heinrichs Steindenkmal im Dome zu Bamberg sich erfüllen, dann bricht der Kaiser mit seinen Mannen zum großen Kampfe auf den Walsersfeldern, am Fuße des Untersberges, auf. Dann ist das Ende der Welt. Wie der Graf beim Gaugerichte, hängt er seinen Schild nach der Schlacht an dem Birnbaume auf, der, umgehauen, immer wieder nachwächst, dem Nachbilde des heidnischen Weltbaumes, unter welchem die Schicksalslose der guten und bösen Menschen fallen.

Frau Bercht, des Heidengottes Wodan Gemalin, war die Göttin des Hauswesens. Im Wittwinter (von Weihnacht bis Neujahr), wenn die Schneestürme brausten und die wilde Jagd über Ebenen und Kreuzwege saufte, da hielt sie ihre Umzüge, sah zum Fenster hinein, belohnte und strafte die fleißigen und die nachlässigen Spinnerinnen, ahndete vom Rauchfang herab die Unordnung in Küche und Herd, gedachte aber segnend des fleißigen Hauswesens. So erschien sie bald als hohe, erhabene Frau in huldreicher Gestalt, den Säumigen aber als zornige Alte mit drohendem Schlüsselbund und zottigem Haupthaar.

Es erinnert an uralten Götterdienst, wenn ursprünglich der Frau Percht zu Ehren Umzüge stattfanden und noch aufgeführt werden, wobei der doppelten Gestalt der alten Göttin entsprechend der Unterschied zwischen „schönen“ und „schlechten“ oder „wilden Perchten“ aufrechterhalten blieb. Erstere halten hüpfend und springend, mit frohen, lebhaften Geberden, in Hemdärmeln, Blumen auf den Strohhüten oder phantastische Mützen mit kleinen Schellen und Spiegelchen geziert auf dem Kopfe, in weißen und rothen Strümpfen, mit blumigen Schürzen, Drischeln, Heugabeln und Rechen in der Hand, ihren Einzug. Letztere, meist Männer, stürzen in den Winternächten unter dem betäubenden Getöse von Kuhglocken, Schellenkränzen, Stierhörnern, Klappern, Kupferkesseln, im Lauffschritt, an Bergstöcken einherspringend, in das schlafende Dorf. In Felle oder in die Tracht von Wegelagerern, Räubern gekleidet, rumoren sie hin und her, gestäubte Federkronen auf den Hüten oder schmale hohe, mit Federn und Papierzieraten geschmückte Spitzhüte tragend, abscheulich bebart, die Gesichter durch zahlreiche lange, bunte, von dem Hute herabhängende Bänder verhüllt, immer an den langen Bergstöcken herumspringend. Das ist der Perchtenlauf. Sie halten wohl vor einem Hause still, um es auszuzeichnen oder wo sie des Entgegenkommens gewiß sind, und führen dann öfter in Begleitung von Hackbrett und Pfeife jenen strampfenden, hüpfenden Tanz auf, der als „Trestern“ bekannt ist, den Perchtentanz.

Die Riesen des Untersberges, von denen ebenfalls das Volksbuch erzählt, gehören einer früheren Zeit an und es verlautete in diesem Jahrhundert von ihnen nichts mehr. An die Kirche von Gretig lehnten sie ihre Bergstöcke an, die wie Wiesbäume groß waren, und redeten mit den Männern des Dorfes, und das Haus des Reiterbauern im Rötischachthale Gasteins zitterte von Grund aus, als ein Riese mit seinem Stabe, der aus einer jungen Tanne bestand, auf dasselbe zusprang.

Manche Senninnen und auch einige Holzknechte wollen noch mit eigenen Augen die Zwerge des Untersberges gesehen haben. Die „Untersbergmändeln“ erschienen nicht blos an den verschiedensten Orten des Berges oder hinterließen ihre Spuren im Schnee, sondern begegneten auch auf Straßen unter Tags und bei Nacht Wanderern, Fuhrleuten, Zollbeamten, auch auf Hochzeiten. Sie führten ihre neuen Bekanntschaften in den Berg, zeigten einem oder dem anderen derselben den Kaiser Karl, die verschiedenen burgartigen Räume, den Weinkeller. Begegnenden, mit denen sie Worte wechselten, schenkten sie Sand, Birkenreiser, Holzkohlen, Schatzsteine. Wer selbe nicht verachtete, sondern heimtrug, dem wurden sie über Nacht zu Gold. Auch in großen Zügen, wie Kriegsscharen mit Spielteuten, oder paarweise in langen Reihen, wie Leichenzüge schweigend und schattenhaft, wurden sie erblickt. In den Ostalpen ist der Zwergenglaube seit dem XIV. Jahrhundert schriftlich beurfundet und man gewahrt bereits die Einwirkung der christlichen Zeit, wenn es heißt,



Perchtentanz.

die Untersberger hätten bei nächtlicher Weile nahe und ferne Kirchen, den Salzburger Dom, Groß-G'main, Reichenhall, Mondsee, bairische Wallfahrtskirchen, wie Maria Eck, besucht und daselbst unter Orgelklang und heller Erleuchtung, daß die Fenster strahlten, Gottesdienst gehalten. Aber als echte Heiden, denen die Erlösung nicht zutheil geworden ist, verschwanden sie aus dem salzreichen Dürrenberg, als daselbst zuerst die Glocke der neugebauten Kirche geläutet wurde. Jetzt ist das Sagenzeitalter des Untersberges im raschesten Niedergang begriffen und man lacht über die unverstandenen Sagen, deren Ursprung und Deutung nicht bekannt ist.

Einer anderen Gruppe kurzer Erzählungen liegen Vorstellungen von der Urgegeschichte des Landes und Erklärungen von auffälligen Naturerscheinungen zu Grunde. Der Pongau soll ein großer See gewesen sein, der durch den Paß Lueg abfloß; hoch oben an den Steinwänden will man noch die Spuren der Wasserfluten bemerken. Große Alpenseilde, im Gasteiner Nassfelde die „Schlapperebene“, die übergossene Alpe um den Hochkönig, der hohe Tenn wurden durch Strafgerichte „verkeest“ oder mit ewigem Schnee bedeckt. Alte Städte versanken im Untersbergmoore bei Salzburg, um St. Martin bei Lofer, im Mattsee. Im Faistelauerwald bei Ruchl ist eine alte Stadt begraben, die zwischen zwei Flüssen (Taufel und Salzach) lag. In den Mooosen auf der Platte im Oberpinzgau, in Gastein am Pockhart und in der Kötschach, im Tappenkar wälzten sich Drachen und Lindwürmer, die Menschen und Thiere fraßen. Die Heidenlöcher in Großarl, in Gastein und Fusch waren von wilden Leuten bewohnt, welche abzogen, als zuerst Reif und Schnee auf das Gebirge fielen. Zu Steindorf im Lungau, auf dem Göttschenberg bei Bischofshofen will man einen Heidentempel, eine Heidenkapelle entdeckt haben. Heidenwege, „enterische“ Wege weist man um Ruchl, in Obtenau, Dienten, auf der Schlapperebene; bei Ruchl, am Radstatter Tauern, an der Leisniz im Lungau, im Anlaufthale Gasteins bezeichnen sie Römerstraßen. Heidengebirge (auch „alter Mann“ genannt), Heidenstollen gibt es im Dürreuberg und im vorgegeschichtlichen Kupferbergwerke am Pongauer Mühlbach. Die Teufelsbrücken am Eingange in die Taufel und an der Lammer verrathen ihre vermeintliche Entstehung im Namen; den Teufelsstein (einen Findlingsblock) im pinzgauiſchen Rosenthal warf der böse Feind von einer Höhe jenseits der Ache herüber; die Teufels- oder Melkerlöcher im Pinzgau entstanden, als der „Zwackerl“ mit einem Melcher, der sich in Milch badete, sammt der Wanne durch das Loch am Birnhorn und noch durch andere sechs Felswände fuhr, von denen eines im Kaprunerthal ob der Häuslalpe sichtbar ist.

In der Kirche zu Scheffau wurde unter dem Pflaster der steinerne Sarg einer Frau, deren Name vergessen ist, beigelegt. In dem Maße, als sie ihre Sünden abgebußt hat, rückt der Sarg gegen den Hochaltar vor. Er ist jetzt schon im vorderen Drittel. Wenn er zum Hochaltar gelangt, wird sie erlöst.

Ist Kaiser Karl im Untersberg der weltentrückte Volksheld, wie das Alterthum viele kannte, die „in den Berg gegangen sind“, das heißt daselbst ihren Todtenschlaf halten, so ist auch der reiche Bauer Bögerl unter den Rees des Wiesbachhorns in der Fusch gebaut. Wenn unter der Wirkung der Sonnenwärme im Gletscher mit Krachen Spalten und Risse entstehen, dann sucht Bögerl den ihn umgebenden Eispanzer zu sprengen, und ein Senner sagt leise zum andern: heut spaltet Bögerl wieder Eis. Damit verwandt sind die zahlreichen Versteinerungen, die sämmtlich, wie in der griechischen Sage, als Strafgerichte angesehen werden. Voran steht der hartherzige „König Wazman“, der mit Frau und Kindern im Berchtesgadenerland thront. Zwischen den Thälern Mauris und Gastein erhebt sich der von der Sage umwebte „Herzog Ernst“, der vom Kaiser geächtet „ins Elend ging“, das heißt in ferne Länder zog und viele Abenteuer bestand. Zwischen Gastein und Großarl liegt die kleine und große Elendscharte mit der Richtung nach Kärnten und dem Osten. Der leichtfertige „Schuhsticker“ weist nun den Weg über die Höhen zwischen Gastein und Großarl. Der lockere Pinzgauer „Spielman“, zur Seite der den Bergsteigern wohlbekannten Pfandscharte, steht versteinert unter Schnee und Eis auf dem Tauern. Warum hat er so verlockend gezeigt! Wenn der Wind über die Berge bläst, spielt er noch seine alten Tänze auf und horchen die Äpler. Um den „Reichenspitz“ zwischen Kriml und der wilden Gerlos sieht man die langen, unheimlichen Reichenspitzer mit ihren Nebelstechern, die ihre Schätze hüten und denen der Wanderer ausweicht. Die zwei „steinernen Jäger“ am Stausen büßen ihr vormittägiges Sonntagswaidwerk; die steinerne Agnes oder „verwünschte Sendinn“ auf dem Lattenberg dient als abschreckendes Beispiel für leichtsinnige Liebe und Kindesmord, während die Sage von den „drei steinernen Brüdern“ beim Hirschbühel erloschen ist.

Auch Geschlechterjagen fehlen nicht. Der bairische Herzog Diet hat auf der blutigen und der Rosaninalpe im Lungau gegen die eingefallenen Wenden eine blutige Schlacht verloren und liegt zu St. Michael mit seiner Frau Glaisrada begraben. Die Welfensage, so alt wie die vom Herzog Ernst, heftete sich in einem Ableger an das Geschlecht der Hund zu Dorfsheim in Saalfelden. Die Rittersfrau gebar, wie die Gräfin Irmentraut, zwölf Knaben auf einmal. Beide, den strengen Sinn ihrer Eheherren fürchtend, die solches Ereigniß für unnatürlich halten würden, befahlen, elf davon zu ertränken. Die Magd, die sie im Korbe forttrug, begegnete dort dem Grafen, hier dem Ritter. Befragt, antwortete sie, es seien Welfen (junge Hunde). Da nun sowohl der Graf als der Ritter sahen, daß die Kinder munter und frisch seien, ließen sie dieselben auferziehen. Davon stammen die Geschlechtsnamen der Welfen und Hund.

Auch die Tannhäuserjage wanderte mit diesem Geschlechte nach Lungau ein, denn im Jahre 1275 ist Gotfried Tannhäuser schon in erzbischöflichen Diensten. Aber der

Venusberg hat sich in die verfallene Beste Turnschall im Lessachthale verwandelt, in welcher das Turnschallweibel (Frau Venus) als Zauberin den Ritter in der Mitternachtsstunde unter großem Getöse um sein Leben reiten läßt.

Eine andere Gruppe bilden die Schatzjagen, die sich meist an alte Thürme und Festen knüpfen. Auf der Ruine Altengutrat bei Hallein, unter dem verfallenen Thurme Saleck beim Lamprechtsofenloch, im alten Schlosse Kaprun und zu Sulzau, im Göttschenschloß ob Bischofshofen, aber auch im Scheuckofen im Paß Lueg, im Frauenofen bei Abtenau, im Schatzloch am Georgenberg, im Freimannsloch im Lungau, am Faulkogel und im Tappenkar, im Geisterischlößl zu Froschheim, auf der Wetterwand und der Mußbachalpe, zu Gräbendorf und Oberweißburg im Lungau findet man Schätze. Verwandt damit sind die ins XVI. Jahrhundert zurückreichenden Sagen von Fundorten edler Metalle auf Bergen und in den abgelegensten Thalorten, deren Zahl aus Unglaubliche grenzt und die zum Theil von den alle Jahre ershienenen „Benedigermanteln“ aufgefunden oder ausgebeutet worden sind.

Hierher gehört wohl auch die große silberne Kanne auf dem Pechhorn bei Lofer, die am Johannisstag zur Sonnenwende von Gold überfließt, — wer sie finden kann! Dann die eiserne Henne auf dem Silberek im Lungau. Mitjammt den Eiern, mit Pech und Schwefel überzogen, wurde sie vergraben. Das Bergglück verschwand und kommt erst wieder zum Vorschein, wenn sie verrostet ist.

Sieht man von den Spukjagen ab, die noch überall von den Geistern Abgeschiedener erzählt werden, so gibt es doch noch andere in uralten Vorstellungen wurzelnde Erscheinungen oder sagenhafte Persönlichkeiten. Die weiße Frau auf Hohenjalsburg webt mit Geisterhänden an ihrer Stadt Geschick. Auch die Pest sah man einst umgehen, ein abgemagertes häßliches Weib in Lumpen. Nahte sie einem Orte, so brach die Seuche aus. Ein Pestpater aus Hegelwört deutet um das Jahrzehnt 1720 bis 1730 noch auf die unheimlichen Gestalten in der Luft, die zu seiner Zeit in der Gegend gesehen wurden. Mit dem „bösen Mann“, dem „bösen Weiblein“, der „Trud“ und dem „Mlaubau“ kann man aber nur mehr kleine Kinder schrecken. Auch der „Abwäschel“, das „Käsmändl“ oder die „Nachtseindinn“, die in den verlassenen Alphütten aufräumten, aus den zerstreuten Überresten Käse machten und ein Schreckbild nachlässiger Sendinnen waren, finden keinen Glauben mehr.

Desto zahlreicher sind die Sagen vom Dr. Paracelsus mit der Goldtinctur, die er vor seinem Tode in die Salzach zu werfen befaß; von dem Vogel mit dem langen Schnabel, der ihm das Gift aus dem Magen heraufholen sollte u. s. w. Auch Dr. Faustus kehrte in des Erzbischofs Keller ein und fuhr nach genossener Labung auf seinem Mantel mit dem Kellermeister durch die Lüfte davon.

Ortsanlagen und Wohnungen.

Die deutschen Einwanderer siedelten sich einzeln oder in Genossenschaften neben den nicht mehr zahlreichen alten Landeseinwohnern an, von deren fremdsprachigen Güter- und Ortsnamen sich mehrere erhalten haben. So entstanden sehr viele Einzelngüter, aber auch Weiler und Dörfer, in denen sich Führer mit ihren Gefolgschaften niederließen. Zu den ältesten deutschen Ortsnamen zählen die auf -ing und -wang, wie Anthering, Ügling, Eisenwang, Spanswang, die über das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung zurückreichen. Jahrhunderte dauerte die Kulturarbeit der Walddurchschläge (Holzgassen), des Rodens der Auen an den Bächen, des Trocknens moosiger Strecken, des Reutens oder Niederbrennens von Waldungen, — daher viele Hunderte von Guts- und Ortsnamen, die mit -gasse, -au, -bach, -mos, -brand, -schwanz, -mais, -reut zusammengesetzt sind.

Als sich im XIII. und XIV. Jahrhundert die Lage der Bauernschaft besserte, wurden große Güter in zwei, drei, vier Einzelngüter zerlegt und denselben anbauwürdige Strecken zugetheilt, deren es noch eine Menge gab. Man behielt die alten Gutsnamen bei und unterschied die neu entstandenen durch die Vorsatzwörter Ober-, Unter-, Border-, Hinter- u. s. w. Darum herrscht die zerstreute Ansiedlungsweise vor. Erst in der neueren Zeit wurden solche Einzelngüter zu Weilern, Ortschaften zusammengefaßt, endlich mit Nachbardörfern zu Gemeinden vereinigt, deren Bezirk bisweilen ein sechs bis acht Stunden langes Thal begreift.

Die Ortsgestalt ist auf die Anlage von Dörfern und Märkten von bestimmendem Einfluß gewesen. Längs der Straßen, an Bach- oder Flußufern stehen die Häuser in zerstreuten Reihen, von Heuten (eingezäunten Grundstücken), Vorgärten, Stadelzufahrten, Ackerwegen, Fußsteigen, Unland oder wüsten Flecken unterbrochen. An Wegkreuzungen, Straßenzweigen, Thalmündungen folgen die Häusergruppen den Verkehrslinien, oft über Hügel und durch Hohlwege. Neubesiedelte Gründe erscheinen als angefügte Häusergruppen, Verlängerungen oder Zweige der alten Orte, als „Heuten“, „Kotten“, „Vormärkte“, selbst als „Burgfriede“ von Dörfern.

Schon bei der ersten Ansiedlung wurden die Fluren aller alten Dorfmarken in drei Felder, „Zelgen“, getheilt, in das Winter-, Sommer- und Brachfeld, die noch heute ihre besonderen Namen tragen, Unter-, Ober-, Hinter-, Stadel-, Kirchfeld u. s. w. Jeder ansässige Dorfgenosse besaß in jedem dieser drei Felder seinen vermarkten Antheil. Daher stehen auch heutzutage die Häuser im Dorfe nicht in der Mitte oder am Dorfrande ihrer Feldungen, sondern oft eine viertel bis halbe Stunde von einzelnen ihrer Gründe entfernt. Erst die im Laufe dieses Jahrhunderts neu entstandenen Ortschaften Leopoldskron und Neu-Marglan machen eine Ausnahme. Sie sind durch Auftheilung einer Grundfläche

entstanden, auf welche die alte Dorfverfassung der Dreifelderwirthschaft keine Anwendung fand. Da liegen die Häuser reihenweise auf ihren zuständigen Gründen.

Wo bei Burgen oder Edelstüzen Gerichtshöfe oder Landschrammen bestanden, da erhielt das Dorf, aus dessen freien Grundbesitzern — den „Marktbürgern“ — die Schramme zusammengesetzt wurde, das Marktrecht, wenn im Umkreise von zwei Stunden nicht eine Stadt oder ein anderer Marktflecken vorhanden war. Daher sind diese Marktrechte bis ins XII. Jahrhundert zurück zu verfolgen. In den Tauerenthälern Großarl, Gastein, Mauris, Fusch stehen die letzten Häuser nur wenige Stunden vom Kamme der Hochalpen entfernt. Auf den Pinzgauer Sonnbergen, um Werfen, Radstadt, im Lungau liegen Bauernhäuser in Höhen von 1.200 bis 1.500 Metern. Die Ungleichheit des Besitzes an Ackergründen, Viehstand, Wiesen, Weiden begründet den Unterschied des Kleinhauses oder der Selde, des mittleren Bauernhauses und des Gehöftes des Großbauers.

Die Selde, „Sölln“, auch Geusche genannt, umfaßt im Erdgeschoße die Stube mit oder ohne Kammer und rückwärts einen kleinen Stall für ein paar Stücke Kleinvieh oder ein bis zwei Kühe. Aus dem Vorhause, das oft auch als Küche und „Sechtel“ (Waschplatz) dient, wenn nicht im Ofen gekocht wird, führt eine Leiter oder steile Holztreppe in den Dachraum, der die Stelle einer Scheune vertritt. Die Selden sind in Schrotbau aufgeführt, aber auch halbgemauert.

Das mittlere Bauernhaus zerfällt in das eigentliche Haus und in die Räume für die Feld- und Viehwirthschaft oder nach alter Benennung in die „Feuer- und Futterbehauung“. Haus und Wirthschaftsgebäude liegen in sehr vielen Fällen hintereinander unter gleicher Dachflucht, bisweilen getrennt hinter- oder nebeneinander oder hofartig im Gevierte, wie an der Landesgrenze gegen den Innkreis und in einzelnen uralten Beispielen auf dem Schwemberge bei Radstadt. Bei Häusern mit einem First liegen nach älterer beschränkter Bauart Tenne und Scheune über dem Stall und führt eine mitunter beschwerliche Auffahrt, die „Tennbrücke“, von hinten oder seitwärts zur Tenne empor. Bei neueren und behäbigeren Verhältnissen wurde letztere auf den geschlagenen Boden versetzt und zwischen Haus und Stall sammt darüber befindlichem Heulager unter denselben First eingeschaltet und fiel die Tennbrücke weg.

Ohne Zweifel waren, gleich den Stadthäusern, bis ins XIII. Jahrhundert die Landhäuser aus Holz mittelst Schrotbau hergestellt. In neuerer Zeit wurde das Haus im Erdgeschoß „untermauert“, man unterschied jetzt „Haus und Zimmer“, das ist das mittels Zimmerung aufgeführte Wirthschaftsgebäude. Dann wurde auch die Stallung untermauert, man setzte statt des hölzernen Gadens ein, selbst zwei gemauerte Geschoße auf die ebenerdigen Wohnräume, so daß nun im Lande wohl noch Holzhäuser, sehr viele halbgemauerte, aber auch stattliche ganz gemauerte Häuser angetroffen werden.



Kleinhaus aus dem Pinzgau.

Im Flachland oder Salzburgergau herrschen die aufgenagelten „Scharfshindeldächer“, im Pongau und Pinzgau die „Legshindeldächer“, im Lungau „Bretterdächer“ vor. Die Legshindeldächer werden mit Latten oder „Rafen“ belegt und mit Steinen beschwert, ihre Giebelhöhe beträgt ein Drittel der vorderen Hausbreite; Scharfshindel- und Bretterdächer steigen bis zur Hälfte der Breite der Giebelseiten und noch etwas höher empor. Die beiden Giebel des Scharfshindeldaches sind gewöhnlich etwas zurückgezogen, so daß es an ein Walmdach erinnert. Mindestens auf drei Seiten überragt das Dach die Haus- oder Stall- und Stadelwände. Unter diesem geschützten Raume werden der Hausgang und die gang-ähnlichen Aufbewahrungsorte für „Hifler“ (Garbenträger), „Girten“ (Zaunpfähle), „Hanichl“ (Fichten sprossen für Bohnen- und Erbsenpflanzungen), Stangenholz und dergleichen angebracht.

Über dem Dache ragt, besonders bei größeren Wirthschaften, das Thürmchen für die Egglocke empor, welches die auf Feldern und Wiesen arbeitenden „Eghalten“ und Tagelöhner zur Essenszeit nach Hause ruft.

Das Gehöfte des Großbauers ist selten ein ursprüngliches, sondern erst im Laufe der Zeiten gewordenes, daher unterscheidet es sich hauptsächlich durch die Größe des gemauerten Hauses, die Zahl der Geschosse und Gefasse, sowie durch Größe und Zahl der umstehenden Wirthschaftsgebäude. Stall und Scheune sind gewöhnlich vom Wohnhause getrennt. Die nach Zahl und Zwecken wechselnden Nebengebäude des Hauses sind das „Zuhäuschen“ für Austragleute oder abgetretene Besitzer, der Backofen, die Brechelstube oder das „Brechelbad“, die „Sechtel“ oder Waschküche, der Leier- oder laufende Brunnen

und die nach Gelegenheit des Wassergefälles entfernt liegende „Gemachmühle“. Im Lungau steht im Hausbereiche der gemauerte oder gezimmerte „Kasten“ zur Aufbewahrung von Getreide oder werthvollerem Geräth. Der Großbauer im Gebirge bedarf noch eigener Ställe für das von der Alpe heimkehrende Groß- und Kleinvieh. Viele Häuser sind von Obst- oder „Wurzgärten“ umgeben, vor anderen liegen Haus- oder Gemüsegärten. Nicht selten trifft man „Feldkapellen“ an, die in einer gemauerten Nische ein Heiligenbild bergen oder als Steinsäulen ein Tafelbild tragen — „Schacher“.



Haus mit getrennten Wirtschaftsgebäuden aus dem Lungau.

Als Bauregel von großer Allgemeinheit kann der quadratische Grundriß des eigentlichen Hauses gelten, mögen die Wirtschaftsgebäude in gerader Linie nach rückwärts oder als rechter oder linker Quersflügel oder zu beiden Seiten hinter dem Hause sich fortsetzen. Ebenso allgemein ist die Hausthür an der vorderen Giebelseite angebracht, so daß die Ausnahmen mit der Haus- und Stallthür an einer der Langseiten die Regel bestätigen.

Der Raum vor dem Hause unter der Dachtraufe ist zumeist etwas erhöht oder mit Steinen gepflastert. Neben der Hausthür ist die steinerne oder hölzerne „Hausbank“ angebracht, eine Raft-, Arbeits- oder Plauderstätte der Hausgenossen. An der Hausthür erblickt man den auf Bogengröße gedruckten „Hausjegen“.



Haus mit getrennten Wirtschaftsgebäuden aus dem Lungau.

Durch die Thüre betritt man den nach rückwärts verlaufenden Hausgang, schlechtweg „Haus“ genannt, der das Geschoß in eine rechte und linke Hälfte theilt. Zu beiden Seiten liegen die vier Gemache oder „Gwaller“: Stube, Kammer, Küche, Speise- oder Milch- kammer. Die Kammer heißt auch „Kematzen“, die Milchammer „Steingaden“. Größere Häuser besitzen im Erdgeschoße fünf bis acht „Gaden“ oder Kammern, je nach der Zahl der Geschoße und wie es der Hausbedarf, die Sonderung der Eheleute, Kinder und Dienstboten, selbst die Rücksicht auf Gäste, Einleger oder Einquartierung erheischt.

In den abgelegenen Thälern findet man immerhin noch einzelne „Rauchhäuser“, in denen, weil der Rauchfang fehlt, der Rauch, wie in der Alphütte, durch Thüren und Dachrizzen zu entweichen gezwungen ist. Etwas jünger sind die zwei bis drei Schuh im Gevierte weiten hölzernen Rauchfänge.

Aus dem Vorhause oder Gang gelangt man rückwärts in Tenne und Stall und über eine meist hölzerne Stiege in das Obergeschoß, den „Obenauf“. Derselbe wird durch den gerade oberhalb des Vorhauses gelegenen Mittelgang oder „Solter“ halbirt und zeigt

dieselbe Viertelteilung wie das Erdgeschoß. Nach Verschiedenheit der Einteilung trifft man hier die „Bauernkammer“, die „schöne Kammer“, die „Buemeskammer“ (Schlafgemach der unverheirateten Mannspersonen), die „Weiberleutkammer“, auch „Menschler-“ oder „Dirnenkammer“ genannt, die „Gast-“, „Mehl-“ und „Krankenkammer“.

Ist der Obenauf noch Holzbau, so mündet der Soler an der Giebelseite in den (äußeren) „Hausgang“. Dieser leistet mancherlei Dienste, wurde um die Hausecken nach einer oder beiden Seiten verlängert, auch als Zierde des Hauses angesehen und, als man den Obenauf überbaute, unter dem Dachfirst in kleinem Maßstabe wiederholt, wo er von Fremden „Altane“ oder „Sölller“ genannt wird. Mit der Zunahme des Steinbaues auch

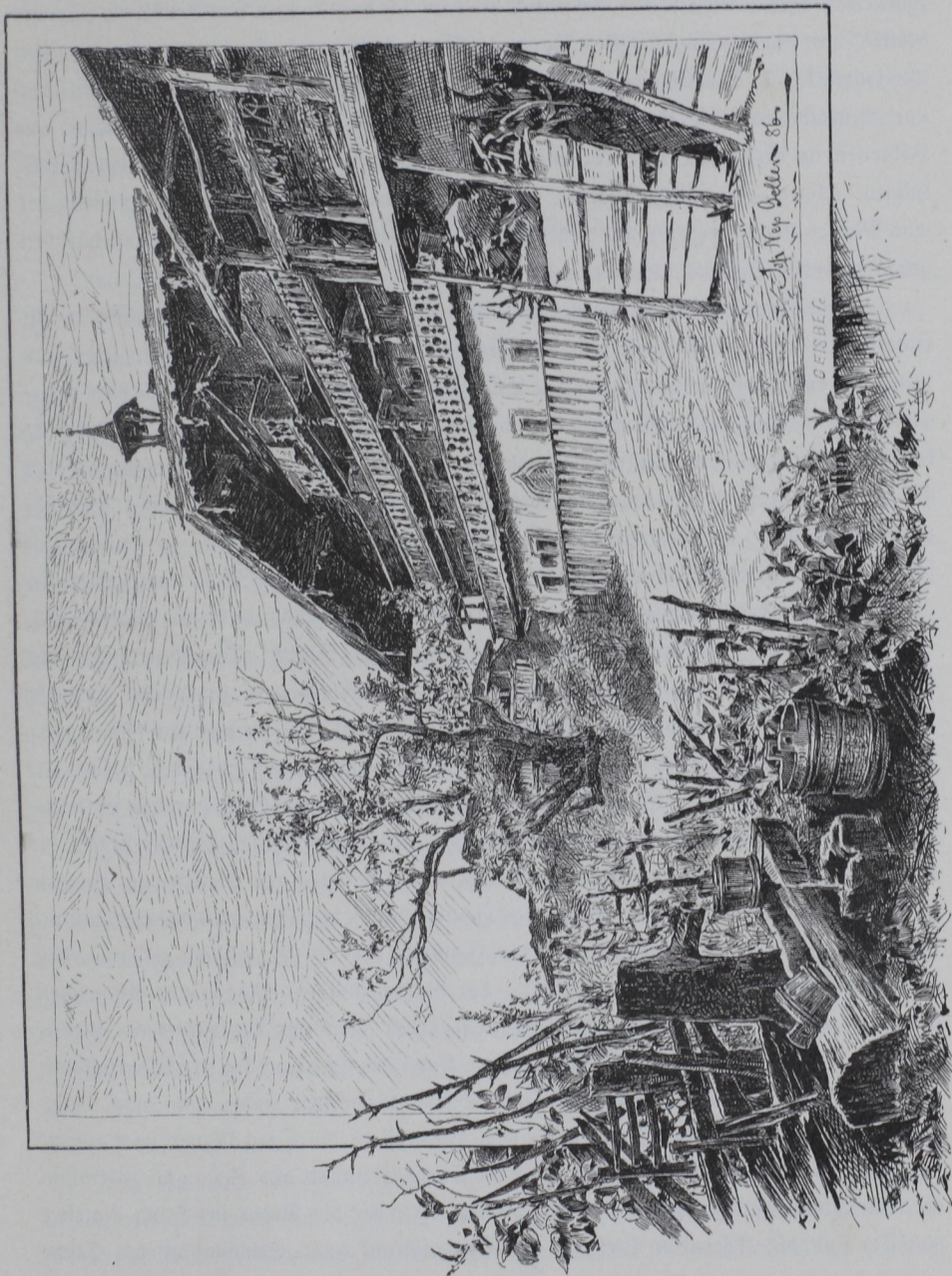


Haus mit Wirtschaftsgebäuden unter einer Dachflucht aus dem Salzburgerau.

in den oberen Geschossen wird der Hausgang seltener, schwindet zu einer schmalen Vorlaube zusammen oder fällt weg.

Vom Soler führt eine Stiege in den Dachraum oder „Öbristen“, auch „Hör“ oder „Hir“ genannt. Da ist das „Firstkammerl“ angebracht, auch „Schuß-“ oder „Machkammerl“ genannt, bisweilen auch ein untergeschlagenes Gemach für einen Einleger, ein „Impfkammerl“ zur Überwinterung der Bienen und dergleichen.

Man legt Werth darauf, daß das Haus mit der Stirnseite gegen Sonnenaufgang oder Mittag gerichtet sei. Um dieser Linie zu folgen, liegt oft die Hinterseite des Hauses an der Dorfstraße oder bildet mit dem vorbeiführenden Wege einen sonst unerklärlichen Winkel. Das Haus, dessen Reinlichkeit im Innern seit Jahrzehnten bemerkenswerthe Fortschritte gemacht hat, entbehrt auch von außen, soweit dessen Bestandtheile aus



Ein „schönes“ (reich gezieretes) Bauernhaus aus dem Finggau.

Holz hergestellt sind, nicht des eigenthümlichen Schmuckes, der zwar dem Hause in den deutschen Alpen überhaupt zukommt, aber doch mehrere landschaftliche Spielarten zeigt. Da finden sich Dachgiebelzierden, Zierleisten an dem Dachrande und Sparrenköpfe, „Tropfbretter“ in den mannigfaltigsten Formen (Ladenausschnitte), Säule und Laterne des Glockenhäuschens in verschiedener Gestalt; die Stüßbalken oder „Pjetten“ der Dachsparren und Schrotbäume, die Ganggeländerstützen sind nicht selten mit Säge, Stemm- und Hohlleihen im Geschmack des XVII. und XVIII. Jahrhunderts bearbeitet; an den geradlinigen, eckigen oder geschwungenen Umrissen der Ganggeländerfüllungen unterscheidet man Muster älterer, neuerer und neuester Zeit. Sa selbst Hühnerhäuser und Hundehüttchen gehen an derlei Schmuck nicht leer aus.

Stadelthore weisen an ihren Luftlöchern Kleeblätter, Herzen, Blumen, Hasen auf. Hausthüren und Fensterladen sind bisweilen grün, weiß oder roth bemalt; selbst das rothweiße burgundische Kreuz der alten Landfahne hat sich an ihnen erhalten. Mit Übergehung des mächtigen geschwungenen Eisenwerkes der Fensterkörbe mag an die „Eislrücken“ der Hausthüren alter ansehnlicher Landhäuser erinnert werden. Seit der Zeit des die Vorhand gewinnenden Steinbaues werden über Thüren und Fenstern die rothen Gewölbeziegel ausgespart, daneben treten in der Mauer graue Eisenschlacken, zu Linien und Figuren gereiht, hervor, oder es erzählen alte Topfscherben, dem Mörtel nach Mustern eingedrückt, von dem Wechsel im Haushalt und dem Geschirrhandel in diesem Gebirgsland.

Betritt man das Innere des Hauses, so dient die „Stube“ (Dienstbotenstube) als Vereinigungsort von Bauer und „Schhalten“ zu den Mahlzeiten, zum Gebet und für Besuche. An zwei Seiten derselben laufen Holzbänke herum. Die vordere Ecke nimmt der Ahorn- oder „weiche“ Tisch ein, an dessen freien Seiten bewegliche Holzbänke stehen. In der Mauerecke ist das Crucifix angebracht, auch wohl der heilige Geist zwischen Blumenbüscheln, Heiligenbildern und Wallfahrtstäfelchen. Am Mauerpfeiler daneben schlägt im Kasten die Wanduhr. Bemalte Steindruckbilder von Schlachten aus Italien oder Ungarn erinnern an die Kriegsdienste der Söhne des Hauses. Neben der Thür fehlt das Weihbrunnkrüglein nicht, an der Thür selbst hängt das Handtuch oder ist über Rollen gespannt. Um den Ofen sind Trockenstangen angebracht; der Raum zwischen Mauer und Kachelofen heißt die „Höhle“, der Ofenhals oder die „Ofenbruck“ dient zur Lagerstätte für Siede, arme Herberger und als Lotterbett für Müßige. Unter der Ofenbank hat das Pfannenbrett, an derselben der eiserne Schuhlöffel seine Stelle. Bisweilen findet man noch einen Hühnerkäfig unter der Wandbank, mit einem Schlupfloch durch die Mauer nach außen.

Die „schöne oder feiernde Kammer“ im Obenauf enthält das Beste und Zierlichste der Einrichtungsstücke und den Koffer, „die Kufern“, der die Braut ins Haus begleitet hat. Da sind die „feiernden Betten“, der Kleiderschrank und „Schubladkasten“, Tisch,

Stühle von Kirsch- oder Nußbaumholz. Im Schranke werden gerollte Stücke „hauswirthener“ Leinwand verwahrt, mit einer Papierrose oder den Bildern der Namenspatrone besteckt. In den Schubläden liegen Halsketten, Ohrringe, Brustnadeln, Schatzgeld, auch seidene Kleidungsstücke. Auf dem Kasten fehlt selten das wächserne Christkind unter Glassturz im Puppenanzug. Daneben Biergläser, Kaffeeschalen, rothe Äpfel. Die Wände sind mit einem Spiegel und mit „Tafeln“ behängt, die Öl- oder Steindruckbilder zeigen; Fenstervorhänge verbreiten leichtes Dunkel über den seltener betretenen Raum.

Mundart und Volksdichtung.

Obwohl unser kleines Alpenland ausschließlich dem Gebiete der bairisch-österreichischen Mundart angehört, so begegnet uns in der Volkssprache doch keine einheitliche Mundart, vielmehr tritt hier, entsprechend der mannigfaltigen Bodengestaltung, eine Scheidung nach den Gauen ein: in die Mundart des Flachgaaes, die der Hochgebirgsgaue Pongau und Pinzgau und die durch den Radstatter Tauern abgetrennte Mundart Lungaus. In diese Untermundarten stehen mit den angrenzenden Dialecten zum Theil im näheren Zusammenhange als unter sich; so lehnt sich die Mundart des Flachgaaes an die des benachbarten Oberbaiern, die pinzgau-pongauische an die Tirols und die lungauische an die von Kärnten und Steiermark. Und doch liegt den salzburgischen Mundarten ein Charakter zu Grunde: die Volkssprache Salzburgs erscheint, wie alle westlichen Dialecte des bairisch-österreichischen Sprachgebietes, alterthümlicher in Laut und Wortschatz, fertiger und entschiedener als die Mundarten der Donaulandschaften im Osten. Die Familiennamen, welche meist aus den Hofnamen hervorgegangen sind, deuten auf unverfälschtes deutsches Volksthum und auf die vorwiegend ländliche Beschäftigung der Bewohner; Aussprache und Schreibung derselben ist vielfach dialectisch, z. B. Hübber, Rießch, Moär (Mair).

Das Verhältniß der Mundart zur Umgangssprache ist in den wenigen Städten und Märkten des Landes von dem in „Österreich“ völlig abweichend. Der „grobe Landton der hierländischen Flachländer“, wie der alte Topograph Hübner ihn nennt, greift tiefer in die Umgangssprache ein, so daß dieselbe nicht bloß im Wortschatze, sondern auch im Laute mehr bäuerlich erscheint und Abstufungen des Dialectes, nach der größeren und geringeren Abgeschlossenheit eines Gebietes, wie z. B. „thuan“ oder „thuon“ (thun), „kumen“ oder „kemen“ (kommen) des Österreichers, hier fast ausgeschlossen erscheinen. Selbst in das Schriftdeutsch Gebildeter mischen sich Provinzialismen, z. B. heilich, Verluurst, Geschwisterte zc.

Die Mundart des Flachgaaes bildet den Übergang von dem oberbairischen Dialecte zu dem weicheren, eigentlich österreichischen Dialecte des Donauthales. Die Vocale sind hier alterthümlicher als im Osten. Ein charakteristisches Merkmal, an welchem

man den Salzburger alsbald von dem Österreicher unterscheiden lernt, ist die Aussprache des (alten) Zwielautes „ôâ“, z. B. Stoân, österreichisch Stân.

Die Aussprache der Consonanten ist eine schärfere, insbesondere die Kehllaute werden je näher dem Gebirge desto härter gesprochen, so: „Stachl“, österreichisch „Stagl“ aus Stahl, „Rech“ für Reh; „l“ und „r“, die in Österreich in „i“ und „a“ überzugehen geneigt sind, werden hier noch meist rein gesprochen.

Der Umlaut zeigt häufig eine von der österreichischen Mundart abweichende Gestaltung, z. B. „Klozen“, österreichisch „Klêzen“, „Bremen“, österreichisch „Bramen“ (Bremje), ebenso das Geschlecht der Hauptwörter, z. B. „der Knödel“, österreichisch: das Knödel. Die Zeitwörter „lassen“ und „müssen“ erleiden in einzelnen Formen den Abfall des zweiten Consonanten, z. B. „lå“ (laß), er „muo“ (muß); „fragen“ und „sagen“ außerdem Zusammenziehung, z. B. er hat gjoât (gesagt).

Die Biegung der Zeitwörter hat manche alte Formen bewahrt, so das „nt“ der dritten Person Mehrzahl: z. B. „sjo brandnt“; den starken Coniunctiv der Mitvergangenheit: z. B. „i gab“ (gäbe), das alte Präsens in: „i hân“ (ich habe).

Die Wortbildung ist reich an Hauptwörtern, die aus Eigenschaftswörtern gebildet sind, z. B. „dö Liabn“ (Lieblichkeit), „dö Schön“ (Schönheit), an Sammelnamen aus „et“, z. B. „Nicht“ (Eichenwald); an Eigenschaftswörtern mit der Vorsilbe „an“, z. B. „an=sauber“, etwas sauber. Bei den Ortsnamen ist der alterthümliche Gebrauch des Artikels bewahrt, z. B. in der Gnißl, in der Gastein. Die Verkleinerung vollzieht sich durch „al“ und „ai“, z. B. „Hanjai“, Hänschen.

Auch der Wortschatz weist viele in Österreich ungebrauchliche alte Wörter auf, z. B. Klag für Trauer, abspülen für abwaschen, insbesondere aber in den Namen der Speisen und Geräthe, z. B. „Muas“ für österreichisch „Schmarrn“, „Leilach“ (Leintuch), ebenso abweichende Wortbedeutungen, z. B. „Verdruß“ für Sorge, „Prater“ für Ringelspiel. Der Gebrauch der Fremdwörter ist vielfach ein anderer; für das slavische: Grenze, österreichisch „Grantz“, erscheint hier das deutsche „March“; dagegen heißt z. B. der leutselige Städter ein „kommoder“ Herr, ein schönes Haus im Pinzgau ein „Prä=haus“.

Für den Flachgauer bezeichnend sind seine Lieblings-Partikel „ge(n)“ und „hau“. Die von dem Topographen Hübner vor nahezu hundert Jahren aufgestellten Unterschiede in der Sprechart benachbarter Bezirke, wie Thalgau und St. Gilgen, dürften wohl durch den lebhafteren Verkehr unserer Zeit verwischt worden sein.

Von dem Felsenthor des Lueg-Passes bis zu den Tauernhöhen erstreckt sich das Gebiet der Mundart des Pongau und Pinzgau, von welcher schon der alte Hübner bemerkte, daß sie sehr viel Eigenartiges aufweise. Die Gebirgsbewohner sprechen meist langsam und singend, das heißt mit beständiger Erhöhung und Vertiefung des Tones.

Daß hier fast jedes Thal Spielarten der Mundart aufweist oder aufwies, bezeugt derselbe Hübner, der z. B. aus Großarl und Rauris Ausdrücke verzeichnet, die nur dort verständlich sind. Zu den Eigentümlichkeiten dieser Mundart gehört unter anderem die Diphthongisirung des Stammlautes „e“ zu „ei“, z. B. gwëin (gewesen), die Einschlebung des „sch“ zwischen „r“ und den Zahnlauten, vor welchem sch das r oft auch ganz schwindet, z. B. „Hëächz“ (Herz), „kuschz“ (kurz) und die rauhe Aussprache der Kehllaute. Im Oberpinzgau geht diese Mundart in die des benachbarten Zillertales über, z. B. i hun (habe).

Aber nicht bloß im Laute, auch im Wortschatze ist die Pinzgauer Mundart ganz eigenartig. Wörter wie „Mëh“ (Mädchen), „Bösdirn“ (Bauertochter), „fruetig“ (munter), „kafig“ (lieblich), „löapen“ (übrig lassen), „anweigen“ (anreizen), dürften im Flachgau kaum verstanden werden; andere, wie „foppen“ (prahlen), „reiten“, z. B. „ob's Roß reiten“ oder „ob's Schëßi reiten“ (fahren), sind ihrer veränderten Bedeutung wegen bemerkenswerth. Sehr beliebt sind die Sammelnamen auf -ach, z. B. „Halmach“ (Stoppeln). Die Lieblingspartikel ist „gu“ (gugg?), so die der Großarler „gu li“; daher scherzweise die „Guli-Ländler“ genannt.

Die Mundart Lungaus steht infolge der Abschließung durch den Radstatter Tauern den Dialecten Kärntens, sowie Steiermarks näher; daher bemerkt Hübner: „Die Sprechart ist ein Gemisch des Kärntnerischen, Steirischen und Salzburgischen.“ Zu ihren Eigentümlichkeiten im Laut zählt die ungewöhnliche Dehnung der Vocale, z. B. „eejn“ (essen), der Übergang des „r“ in „ch“, z. B. „Hëächz“ (Herz), „Boäch“ (Beine, dagegen „Boäner“, Bohnen) und die Verkleinerung auf „la“, z. B. Gamsla.

Der Wortschatz ist ebenfalls höchst eigenartig; er zeigt, neben einigen sprachlichen Überresten aus der slavischen Einwanderung des VI. und VII. Jahrhunderts in Ortsnamen und einzelnen Benennungen, z. B. „Geuschn“ (Bauernhaus), „Gischgalizn“ (Sauerdorn), viele dem Kärntnerischen nahe stehende Wortformen (z. B. „Ferl“ für junges Schwein, gegenüber dem in Salzburg sonst üblichen Worte „Fak“).

Die sprachliche Scheidung drückt sich auch in den Namen aus, welche die verschiedenen Gaue einander beilegen: der Lungauer nennt den Pongauer „Übertäurer“, dieser den Lungauer „Enterstäurer“; der Pinzgauer wurde, wie Hübner berichtet, ehemals in Pongau gerne als „Pinzgara Fopper“ bezeichnet; im Pinzgau selbst scheidet man den Gaugenossen, den „Däigen“, scharf von dem „fremden“ Flachländer, dem „Austarign“ und dem Kärntner und Tiroler jenseits des Tauern, dem „Täurer“.

Von der reichen Volkspoesie unseres Landes haben bis vor kurzem die Gebildeten außerhalb Salzburg wenig gewußt; die Aufzeichnungen, welche einst Hübner und in unserem Jahrhundert Dürlinger und Andere über Volkspoesie gebracht haben, blieben meist unbeachtet, auch die Sammlung salzburgischer Volkslieder von Süß fand außerhalb

des Landes keine nennenswerthe Verbreitung. So galten denn von den österreichischen Alpenländern nur Tirol und Kärnten als poesie- und gesangreich.

Erst August Hartmanns neuerliche Publicationen über das deutsche Volksschauspiel und die deutschen Volkslieder in Baiern und Oesterreich enthüllten der gebildeten Welt die reichen Schätze der Volkspoesie unseres Gebietes, von welcher schon Süß behauptet hatte: „Der Salzburger, begabt von seinem Schöpfer mit gesundem Witze, heiterer Laune und reiner Kehle, steht in dem Naturgesange keinem anderen Volke nach.“

Ihre reichsten und edelsten Blüten hat die Volkspoesie Salzburgs auf dem Gebiete der religiösen Dichtung getrieben. Den deutschen Volksgefang in der Kirche, welchen das Provinzial-Concil von 1569 schon als „alte Gewohnheit“ billigt, pflegten bis zur Einführung der Orgel die „Kirchenjänger“, welche sich ihre Lieder und die Singweisen dazu meist selbst machten. Die liebevollste Pflege fand das Weihnachtslied, welches nicht nur in der Kirche, sondern auch vor und in den Häusern gesungen wurde und zum Theile noch wird; es zerfällt in Herberglieder, Hirtenlieder, eigentliche Weihnachtslieder, Neujahrslieder der Sternsinger und ähnliche. Der Charakter des Weihnachtsliedes ist fast ausnahmsweise halbdramatisch, der Dialog von rührender Einfalt, hier und da nicht ohne Humor, der aber nicht das Heilige berührt, nur auf die eigene menschliche Unvollkommenheit zielt.

Von den Schöpfungen der Kirchenjänger verdienen außerdem ihre hübschen Marienlieder Erwähnung, ferner die dem salzburgischen und dem angrenzenden (ehemals salzburgischen) Theile Oberbaierns eigenthümliche Dichtung der Hochzeitslieder, welche nach der Trauung vom Kirchenchor erklingen, und die naiven, aber bei aller Einfachheit höchst ergreifenden Todtenlieder. In diesen an beiden Ufern der Saale noch heute üblichen Liedern wendet sich der Verstorbene selbst an die Anwesenden, erzählt nach einem wehmüthigen Hinblick auf die menschliche Vergänglichkeit und der Ermahnung, sich an seinem Schicksale ein warnendes Beispiel zu nehmen, die Geschichte seines Hinganges, nimmt dann rührenden Abschied von Weib und Kind, Eltern und Freunden und bittet sein Weib, die Kinder fromm zu erziehen, „daß ein frohes Wiedersehen einst uns all' erfreuen kann“. Zum Schlusse dankt er dem Priester für die Ertheilung der heiligen Sakramente und schließt mit einem Lebewohl an Alle, die ihm das letzte Geleite gegeben.

Als das kirchliche Drama des Mittelalters mit Beginn des XVII. Jahrhunderts dem veränderten Zeitgeschmack hatte weichen müssen, fand es, durch mehr als ein Jahrhundert von den Gebildeten unbeachtet, seine eigenartige Weiterentwicklung in den geistlichen Spielen des katholischen Bauernvolkes in Süddeutschland, insbesondere aber in den Alpenländern. Erst seit der Mitte unseres Jahrhunderts wurde durch die Oberammergauer und Brixlegger Spiele das Interesse der gebildeten Welt neuerdings auf das Volksschauspiel gelenkt.

Da die fröhliche Weihnachtszeit den reichsten Stoff zur dramatischen Behandlung bot, so zerfällt das Weihnachtsspiel in eine Reihe von kleinen Dramen: Herberg- oder Adventspiele (Josef und Maria, Herberge suchend in Bethlehem), Hirtenspiele, Dreikönigspiele und Paradiesspiele (der Sündenfall der ersten Menschen als Ursache und Contrast der Erlösung dargestellt). Von diesen Spielen hat Schröder schon 1858 das „Gasteiner Paradiespiel“ und Hartmann vor kurzem Weihnachtsspiele aus Laufen-Oberndorf und aus Hallein veröffentlicht. Höchst beachtenswerth erscheint aber der Nachweis, daß diese Spiele ins XVI. Jahrhundert hinaufreichen und mit zwei geistlichen Dramen des Nürnberger Meistersängers Hans Sachs vielfach wörtlich übereinstimmen. In diesen volksthümlichen Bearbeitungen der Dramen des Hans Sachs erscheint also das deutsche Volksschauspiel des XVI. Jahrhunderts mit seiner Spielweise und Bühneneinrichtung über die Jahrhunderte hinaus gerettet und gehegt. Wir verdanken dieses Fortleben der Dichtung des großen Meisters im Volke wohl dem Bergherrn in Gastein Christof Weitmojer, den Hans Sachs zu seinen Gönnern zählte und dem er einen Band seiner Werke widmete.

Von Osterspielen hat Hartmann aus Salzburg ein Halleiner „Judas- oder Fastenspiel“, wahrscheinlich Überrest eines älteren Passionsstückes, und eine Saalfeldener „Passion“ veröffentlicht, außerdem noch ein „Kain- und Abelspiel“, ein „Goliath-“ und ein „König Salomospiel“ aus Laufen-Oberndorf. —

Was der „Vater der bairischen Geschichte“, Aventin, von den Baiern berichtet: „Das gemeine Volk singt Tag und Nacht beim Wein, tanzt, karrtet und spielt, mag überflüssig Hochzeit, Todtenmahl und Kirchtag haben“, das war auch für unser fröhliches Alpenvölklein so zutreffend, daß die Salzburger Chronisten Jordan und Steinhauser diese Bemerkung Aventins wörtlich in ihre Werke hinübernahmen.

Freilich ist unsere Kenntniß der weltlichen Volkspoesie älterer Zeit mehr auf Berichte angewiesen, erhalten blieb nur Weniges. So finden sich von dem epischen Liede auch auf unserem Gebiete nur mehr einzelne Überreste: aus der Blütezeit des deutschen Volksgefanges ein Lied auf die Belagerung Radstatts durch die aufständischen Bauern (1526) und in einer Gasteiner Chronik des XVII. Jahrhunderts eine Reihe beschreibender Gedichte, welche wieder an den Namen des Bergherrn Christof Weitmojer anknüpfen; am Schlusse eines dieser Gedichte nennt der Dichter sich „Wolfgang Premb, ein weitmojerischer Diener“. Dem XVII. Jahrhundert gehört noch ein Lied auf die Empörung der Zillerthaler in der Manier des Hans Sachs an.

Die Stelle des epischen Liedes vertritt heute in reicher Fülle das Gelegenheitsgedicht sowohl erzählenden als satyrischen Inhalts. Dem Hang zur Satyre traten schon frühe Verbote entgegen: 1469 wurde auf Ansuchen der Schneider „das böse Lied von der Gais“ verboten; 1523 wird in Salzburg ein Spottlied der Lutherischgesinnten auf die

Geistlichkeit im Volke verbreitet; wiederholte Verordnungen des lehtregierenden Erzbischofs Hieronymus verbieten das Absingen „ärgerlicher Lieder auf geistliche und weltliche Obrigkeiten“. Zur selben Zeit aber berichtet Hübner: „Wenn etwas Lächerliches vorkommt, werden lange Lieder gemacht“.

Weit über die Grenzen Salzburgs hinaus ist ein Gedicht dieser Gattung bekannt geworden: das Pinzgauer Wallfahrtslied, ein im Flachgau (?) entstandenes Spottlied auf die jährliche Wallfahrt der Zeller und Saalfelder zum Dom nach Salzburg. Der echte Text, den Süß überlieferte, hat im Laufe der Zeit vielfache Umarbeitungen und Zusätze erfahren, den ergößlichsten durch den Pinzgauer Volkswitz selbst, der dem Flachgauer durch folgende Strophe den Hieb zurückgibt:

Heiliger St. Örg, du warst mirakulos,
Schick uns hoia recht leibige Noß,
Knödelfleischmähna jan ma foan u. i. w.

ihn also mit dem Namen eines „Knödelfleischmähna“ (Ochsenlecker) belegt, weil man im Flachgau Ochsenfleisch in den Knödeln iszt und Ochsen statt der Pferde zum Zug verwendet.

Den Übergang von der epischen zur lyrischen Gattung bilden die oft balladenartigen Wildschützen- und Almlieder, in welchen Abenteuer auf der Jagd und der Besuch der Sennhütte den Hauptinhalt bilden, und eine in den Salzburger Gebirgsgauen Pongau und Pinzgau und in dem benachbarten Oberbaiern heimische Art der Liebespoesie: „die Gassellreime“. Es sind dies keine eigentlichen Lieder, vielmehr eine Art Reimprosa, die vor dem Kammerfenster eines Mädchens gesprochen wird.

Das „Gassellied“ oder der „Fensterstreit“ ist eine Salzburg eigenthümliche Gattung des Liedes, in dem ein Zwiegespräch am Kammerfenster halbdramatisch vorgeführt, das aber keineswegs am Fenster selbst gesungen wird. Wie schon der Name andeutet, enden die spöttischen Gegenreden mit dem Abschiede des Burtschen.

Den Großtheil der weltlichen Lyrik unjeres Volkes bilden die Schnadahüpfel. Obwohl in ihrer Mehrzahl in dem ganzen Gebiete der baierisch-österreichischen Alpen gleichmäßig verbreitet, haben manche dieser Vierzeiligen doch auch locale Färbung; so wenn z. B. der Salzburger Burtsche singt:

Im Salzburger Landl
Lebst überall schön,

Dearfst jünga, dearfst schnaggln
Auf Gassl dearfst geh'n.

Wie das geistliche Volksschauspiel in den kirchlichen Festen, so hat das weltliche Spiel seine Quelle in den Volksbelustigungen, denen sich auch unser Salzburger Völklein schon von Alters her gerne hingab. „Kaum fand ich in einer Stadt Deutschlands von gleicher Bevölkerung, besonders bei den unteren Volksklassen einen so überwiegenden Hang zu den Theaterlustbarkeiten“, berichtet ein Reiseschriftsteller des XVIII. Jahrhunderts

aus Salzburg. Von den wandernden Schauspieltruppen erfreute sich bis zur Gegenwart die der Laufener Schiffer einer allgemeinen Beliebtheit; doch kann ihre Bühne heute, des modernen Repertoires wegen, nicht mehr das eigentliche Volksschauspiel repräsentiren.

Die letzten Reste des altdeutschen Volksschauspiels finden wir vielmehr in jenen kleinen Comödien, welche durch umherziehende Dilettanten (meist Schiffer, Salzarbeiter oder Schnitzer) zwar im Costüm, aber ohne Decorationen in einer Stube meist zur Winterszeit aufgeführt werden. Die Entstehung dieser Spiele mag auf die schon im XVI. Jahrhundert nachweisbare Sitte des Volkstheaters zurückgehen, nach den geistlichen Spielen noch ein Fastnachtspiel aufzuführen.

Finden wir im geistlichen Volksschauspiele oft den „Präcurjor“, der in einem Prologe den Inhalt des Darzustellenden mittheilt, durch einen Engel vertreten, so scheint in den weltlichen Spielen schon in älterer Zeit der „Hanswurst“ den Präcurjor gespielt zu haben. Vielleicht liegt hierin die Erklärung, warum Josef Stranitzky gerade die Salzburger Bauerntracht und Mundart wählte, als er zu Beginn des XVII. Jahrhunderts den „Hanswurst“ statt des üblichen Schalksnarren in fremder Maske auf die Wiener Bühne brachte. In einer seiner Staatsactionen: „Der großmüthige Überwinder seiner selbst“, hat Stranitzky sogar eine zweite Salzburger Volksfigur in die Handlung aufgenommen, indem er den Nachbarn des Hanswurst, den Bauer „Kiepel“ aus Salzburg ankommen läßt.

Neben den Spielen der zur Weihnachtszeit umherziehenden Dilettanten findet sich das Volksschauspiel an vielen Orten noch bei den Belustigungen, welche das Landvolk nach dem Abdreschen veranstaltet, in den sogenannten „Drißhellegspielen“ vertreten. Von solchen Spielen theilte Hartmann mehrere aus den Grenzgebieten von Salzburg und Oberbaiern mit und gab zugleich Nachrichten über die Abfassung dieser volksthümlichen Spiele durch den Salzburger Ferdinand Joly, einem ehemaligen Studenten, der in der Gegend des Chiemsees ein unstatetes Leben führte und 1823 starb.

Dieser originelle, durch seine Bildung zwischen dem Landvolk und dem Städter stehende Volksdichter führt uns zum Schlusse auf das Gebiet der Dialectdichtung, die auch in Salzburg seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts gepflegt wurde, zuerst nur auf dem Gebiete der niederen Komik in Possen, welche dem Zuschauer die Tölpelhaftigkeit des Bauers auch in dessen eigener Sprache vorführen sollten, so in den Farcen, welche die Benedictiner J. J. Wimmer und J. Reichsiegel auf das salzburgische Hoftheater brachten, in unserem Jahrhundert hingegen in würdigerer Weise in einer Reihe von Dialectdichtern, unter welchen Schwester Wagner in seinen „Salzburga Bauernganga“ und Bartholomäus Gutter in seinen Pinzgauer Liedern das Bauernleben ihrer Heimatgauen zu schildern versuchten, während der „Fink von Mattsee“, August Radnitzky, den verifizirten Anekdotenroman der Salondialectdichtung verschmähend, prächtige Genrebildchen des

Flachgauer Bauern zeichnet. Von seinen, leider meist ungedruckten Gedichten mag hier eine kleine Probe aus dem Gedicht „Die Seefahrt“ eine Stelle finden. Vom Kirchweihfeste zu Seeham kehren Abends die Bursche und Dirnen über den See in das Heimatsdorf zurück und:

Beim Aussteign haut Dana noh's Ruada in See,
 Daß's d'Diandln recht anspricht; dös thuat ean nöd weh!
 „Schön Dänt für den Weichbrunn!“ sägt a Diandl und lächt
 Und hinum und herum schrei'n i' zua: Guade Nächt! Guade Nächt!
 D'Buama fährt'n hoam zu und jobln in d' Geh:
 Huidarree, Huidarree!
 Pfüt diß God Schätzai!
 Zh kenn' diß ja eh'!
 Huidarree, Huidarree!



Abendandacht vor einem Feldkreuz.